

Tantchen Rosmarin,

oder

Alles verkehrt.

Tantchen.

Eine gute halbe Stunde vom Städtchen Waiblingen hatte die verwittwete Frau Obersteuerräthin Rosmarin das Gut Niederfahren an sich gekauft, vermuthlich ihrem Bruder zu Gefallen, der im Dorfe Oberfahren als Pfarrer lebte. Das kam dem Herrn Pfarrer wohl zu statten, denn er war, nach löblicher Weise christlicher Seelenhirten, mit irdischen Gütern nicht allzusehr gesegnet; hingegen seine Frau Schwester galt mit Recht für eine der reichsten Gutsbesitzerinnen zehn Stunden in der Runde; ihr verstorbener Gemahl hatte eine schöne Hinterlassenschaft zusammengerahten und gesteuert. Der Herr Pfarrer war daher auch, wie billig, beinahe täglicher Haus- und Tischgenosse bei Tantchen Rosmarin, wie er seine Schwester nannte.

Er nannte sie aber so aus lieber Gewohnheit, weil er sich viel mit Erziehung einer kleinen Nichte abgab, die bei der Frau Obersteuerräthin lebte, Suschen hieß, und einmal Erbin alles Rosmarinischen Vermögens werden sollte. Weil Suschen ihre Mutterschwester

nie anders, als Tantchen nannte, adoptirte der Herr Pfarrer ganz unvermerkt den Namen auch. Und weil es der Pfarrer that, erlaubte es sich der Herr Verwalter Säblein auch, doch nie in Gegenwart der Frau Obersteuerräthin, sondern nur, wenn er von ihr sprach. Aus ähnlichem Grund gewöhnten sich auch Knechte und Mägde zu Nieder-Fahren, und zuletzt alle Bauern in Ober-Fahren an den Namen, so daß die Frau Obersteuerräthin zuletzt Allerwelt-Tantchen ward.

In der That verdiente sie diesen Namen, denn sie war mütterliche Freundin, Rathgeberin und Hilfe Aller, die in ihren Wirkungskreis kamen; war die beste, wohlthätigste Frau; hatte Rücksicht mit Jedermanns Schwächen, wenn man nur auch ihre Schwächen ehrte. So übersah sie gern die Sonderbarkeiten ihres geistlichen Bruders, welche er in der Zerstreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalters Säblein, der, um ein Sandkörnchen aus dem Weg zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivetät, die oft in bitterliche Verlegenheiten setzte: wenn man nur die beliebte Staats-, Wirthschafts-, Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte seine Zeit, seinen Ort, seinen Rang, seinen gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Möbeln durfte kein Stäublein liegen; in der Küche mußte Alles die Zierlichkeit eines Boudoirs haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt; kothiges Wetter galt als allgemeine Landplage; Morgen-, Mittag- und Abendgrüße waren im Ritual nach Jedermanns Stand vorgeschrieben; eben so die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthschaftswesen Alles selbst. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sie hörte Jedermanns Rath, nachher that jeder mit ehrerbietigem Gehorsam, was sie zu beschließen

für gut fand. Sie hatte keinen erklärten Günstling, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch Günstling von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden sein, wenn alle Welt in Ober- und Nieder-Fahren beisammen gelebt hätte. Denn Suschen war ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von siebenzehn bis achtzehn Jahren, schön gebaut, schwarzen Haars, blauen Auges — kurz, wozu bedarf es hier eines Signalements? — ungefähr so, wie hübsche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren zu sein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen dürfen, daß mit einem solchen Kinde im Hause die eisenfesteste Hausordnung früher oder später gebrochen werden dürfte; daß im Hause kein gefährlicherer Gast wohnen könnte, als ein Mädchen, welches mit unschuldigen Augen jeden zu fragen schien, ob es nicht, außer alltäglichen Hausangelegenheiten, noch irgend andere Angelegenheiten gebe? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, dachte daran nicht, und hätte eher an Umwälzung des ganzen Weltballs, als an Störung ihrer Lebens- und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte sie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der außerordentlichsten Begebenheiten erhellt, die sich jemals zugetragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

Der Brief.

Es war ein warmer Maitag, als der Herr Pfarrer ins Zimmer trat, mit seinem bräuchlichen Gruß: „Guten Tag, Tantchen, guten Tag, Suschen!“

Die Tante nickte freundlich; Suschen, das neben ihr auf dem

Sofa saß und einen weißen Strumpf strickte, stand auf, machte einen kurzen vertraulichen Knix, und sagte: „votre servante, Onkelchen.“

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge erscheinst du einmal wieder, Herr Pfarrer?“ sagte Tantchen Rosmarin.

„Wie so?“ fragte der Herr Pfarrer, der in allen Taschen nach dem Schnupftuch suchte, um sich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich hast du,“ sagte die Tante, „die Perrücke in der Tasche, weil du das Schnupftuch über dem Kopf hast.“

„Ueber dem Kopf?“ rief der Pfarrer verwundert und griff dahin, und fand es. „Stem, Tantchen, du magst wohl Recht haben; denn es ist ein heißer, heißer Tag; meine Nzel brannte, die Sonne brannte; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perrücke ab, das Tuch über, und mich hinter ein Kornfeld.“

Er fing von neuem an zu suchen, während Suschen ihm einen Platz auf dem Sofa einräumte, und hinausging dem Onkel einen Kühltrank von Wasser und Himbeersyrup zu holen.

„Was suchst du denn, Herr Pfarrer?“ fragte die Tante.

„Wenn mir recht ist, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht, aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er ist vom Herrn Bürgermeister. Suchet, so werdet ihr finden.“

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, setze die Perrücke auf — es ist höchst unschicklich. Du bist der ganzen Gemeinde Aergerniß im Kahlkopf.“

„Ich will nicht hoffen. In dem Fall wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Prophet Elisa, und die bösen Buben verschlingen, die mich necken möchten, wie ihn. Aber ad vocem Perrücke, Tantchen, wo hast du sie?“

„Wo ich sie habe? Du hast mir keine gegeben. Hast du sie unterwegs verloren?“

„Was Gott verhüte, es war meine neueste Perrücke. Nein, du

hast Recht, Tantchen, sie liegt noch sauber im Grase, neben dem Brief des Herrn Bürgermeisters, und zwar, wo ich selbst vor einer Viertelstunde lag, im Schatten des Korns.“

Tantchen griff zur Klingel. Die Magd erschien; der Herr Verwalter ward herbeigerufen, und ihm befohlen, die Perrücke suchen zu lassen, nebst dem Brief — alles so geschwind als möglich. Die Tante war eben so ungeduldig, die Blöße des Herrn Pfarrers zu bedecken, als den Brief des Herrn Bürgermeisters zu lesen. Nachdem Herr Säblein sich umständlich die Figur der Perrücke und Format und Farbe nebst Adresse des Briefs hatte beschreiben lassen, sandte er sogleich zwei Stallknechte, vier Drescher und einen Küher auf alle Fahr- und Fuß-, Neben- und Schleichwege, die zwischen Nieder-Fahren und Waiblingen anzutreffen sind. Er selbst saßte auf der Höhe des Windmühlhügels Posto, und refognoszirte seine Leute mit dem Fernrohr. Bei so guten Anstalten konnte es nicht fehlen. Binnen einer halben Stunde kamen die sieben Boten ins Herrschaftshaus zurück, an ihrer Spitze die Perrücke, der Brief und der Herr Verwalter.

Der Brief war richtig vom Herrn Bürgermeister, und noch dazu eigenhändig geschrieben. Er enthielt nichts Oeringeres, als eine förmliche vorläufige Einladung der Frau Obersteuerräthin, sammt Herrn Bruder, Demoiselle Suschen und Herrn Verwalter Säblein, der Hochzeit von der ältesten Tochter des Herrn Bürgermeisters beizuwohnen. Die Hochzeit sollte in sechs Wochen gefeiert und die Einladung durch das Brautpaar mündlich erneuert werden.

Kleine Verlegenheiten.

Tantchen fand sich durch die Aufmerksamkeit des Herrn Bürgermeisters sehr geschmeichelt, mit welchem sie nur in entfernten Verhältnissen stand. Auch die Beobachtung der schicklichen Formen

hatte ihr das Herz gewonnen. Mit dem allen waren noch nicht gesammte Schwierigkeiten gehoben. Darüber mußte Familienrath gehalten werden.

Die Tante nämlich fand es sehr bedenklich, Suschen auf irgend eine Weise mit den jungen Herren von Waiblingen in einige nähere Verbindung zu bringen. Denn erstens war Suschen über siebenzehn Jahre alt, worin die Kleine zwar gar nichts Anstößiges sah, aber die sorgsame Tante desto mehr. Zweitens war Suschen so schön, wie nur jemals eine Susanna, selbst jene im alten Testament nicht ausgenommen, gewesen sein mochte. Drittens hatte sie ein beträchtliches Vermögen zu hoffen, und Tante dachte ihren Liebling nicht so gar wohlfeilen Kaufs dem ersten besten hinzugeben. Viertens war Suschen im höchsten Grade unerfahren, ob es ihr gleich nicht an löblicher Neuz und Wißbegier mangelte. — Zu diesem allen paßten die jungen Herren von Waiblingen sehr übel, denn erstens waren viele derselben recht hübsch, was durchaus nichts taugt; zweitens waren sie alle Freunde von Komödien und Romanen, sie hatten ein eigenes Liebhabertheater, und in Waiblingen nährten sich zwei Buchbinder mit Leih- und Lesebibliotheken — ein schlimmes Zeichen unserer Zeit! Drittens hätte man ihnen wohl ihre artige Figur und ihre Romanleserei verzeihen können, aber die wenigsten hatten ein Vermögen, welches sich gegen die Rosmarinischen Güter auf die Wagschale legen, oder einen Rang, der sich mit dem Obersteuerrathstitel vergleichen ließ. Denn selbst ein Bürgermeister von Waiblingen — lieber Himmel! — wie wenig wollte das sagen; und alle übrigen Honoratioren, kleine Kaufleute, Krämer, Rathsherren, vermögliche Handwerker, Zollinspektoren, Sekretärs, Advokaten standen noch im Range dem Herrn Bürgermeister nach.

So erwog es Tantchen in der Stille ihres Herzens, und diesem zufolge hatte sie jederzeit ihre Maßregel gegen die elegante Welt

von Waiblingen genommen. Suschen kam selten dahin, und selten kam ein junger Besuch von da herüber nach Nieder-Fahren.

Nach langen Ueberlegungen ward endlich im Familienrath, dem auch der Herr Verwalter beigeordnet worden, beschlossen, zwar die bürgermeisterliche Hochzeit zu besuchen, allein nicht ohne die größte Vorsicht.

Vor allen Dingen ward es der Tante überlassen, Suschen auf die Gefahren des Herzens aufmerksam zu machen, und auf die Klippen hinzudeuten, an welchen die Unschuld leicht zu scheitern pflegt. Denn soviel blieb ausgemacht, Suschen war in dem Alter, wo Schiffbruch möglich ist; und in einem Alter, wo man nicht mehr mit der Rake und Puppe spielen will. Das gute Kind mußte also über allerlei Dinge belehrt werden, von welchen es bisher noch nichts geargwohnt hatte. Ohnehin, wenn es nicht Nonne werden sollte, mußte es sich in der Welt zeigen, um gesehen zu werden. Das fühlte Tantchen so gut wie jede Mutter, welche eine erwachsene Tochter wegzugeben hat, und endlich wegzugeben wünschen muß.

Von der andern Seite sollte es auch der Herr Pfarrer nicht an geistlichem Zuspruch fehlen lassen. Der Herr Verwalter, welcher in seinen jungen Jahren ein guter Tänzer gewesen sein wollte, jetzt war er leider ein sechsundfünfzigjähriger Junggesell, versprach Suschens Tanzlektionen zu erneuern. Bei der Hochzeit selbst versprochen alle Drei ihr Bestes zu thun, daß das Mädchen beständig beobachtet und gehütet werde.

Vorübungen zur Hochzeit.

Daß nun Schneider, Schuster, Pugmacherinnen u. s. w. in Bewegung und Nahrung gesetzt wurden, versteht sich von selbst. Tantchen wollte unter den Waiblingern standesgemäß erscheinen, und,

allerdings auch der kleine Stolz war ihr zu verzeihen, durch Suschens Schönheit glänzen.

Suschen freute sich über die festlichen Zurüstungen von Herzen — dergleichen war ihr lange nicht begegnet. Sie hielt ihren Tanzmeister gut in Athem, und bedauerte nur, daß seine sechsundfünfzigjährigen Füße nicht so beweglich, wie ihre siebenzehnjährigen waren. Freude und Natur lehrten sie tanzen; Herr Säblein aber nahm das getrost auf seine Rechnung. Ihm selbst gefiel es gar wohl, sich in die edle, halbvergessene Kunst einzuüben, da er, laut Beschluß des Familienraths, auf der Hochzeit ausschließlich Suschens Tänzer sein sollte.

Leider ward aus dem Letztern nichts, und zwar aus folgender Ursache. Den Tag vor dem Fest wurden alle Tänze zum letzten Mal wiederholt. Da der Herr Pfarrer und die Tante nun selbst Augenzeugen von Suschens Fortschritten sein wollten, griff sich Herr Säblein schon, ehe die Zuschauer kamen, über die Maßen an, wenigstens nicht schlechter zu tanzen, als seine gewandtere Schülerin. Sie schwebte lustig umher, wie ein Schmetterling, und machte in der Wonne manchen Satz, der nicht minder schön, wenn gleich außer der Regel war. Herr Säblein voller Entzücken bedachte sich nicht lange, und — vor Zeiten konnte er Entrechats machen — wollte den Gipfel seiner Kunst zeigen. Er brachte seinen Kreuzsprung an; der erste mißlang halb, und der zweite ganz. Seine langen, dünn geschnitzten Beine, die ihm sonst nicht zum Vorwurf gediehen, verwirrten sich nämlich so widernatürlich in einander, daß bei der fortdauernden Bewegsamkeit des Rumpfes ein unerwartetes Unglück nothwendig erfolgen mußte. Er fiel auf die untanzmeisterlichste Weise zu Boden; und, wie eine stürzende Tanne alles blühende Gesträuch umher, riß er auch Suschen, die ihn noch immer dabei umgaukelnde Sylphide, nieder.

Da der Herr Pfarrer, welcher eben draußen im Begriff war,

die Thüre zu öffnen, den Fall hörte, von welchem selbst die Grundfesten des Hauses erbeben, trat er eilfertig herein. Theils diese Eilfertigkeit, theils eine dem Herrn Pfarrer angeborne Kurzsichtigkeit, an die er sich in der Zerstreuung nicht immer erinnerte, wurden Veranlassung eines zweiten Uebels. Er trat dem Tanzmeister aufs Bein, der es dann mit sehr verzeihlichem Ungeßüm schnell an sich riß, und damit dem Herrn Pfarrer alle Haltung raubte. Ehe dieser noch um Verzeihung bitten konnte, lag er neben den Andern. Während nun seine weißgepuderte Perrücke durch den lebhaften Kopfschwung weithin unter das Sofa flog, geberdeten sich seine kurzen Beine wunderseltfam, und kehrten die Sohlen gen Himmel, als riefen sie dessen Hilfe an.

Der ganze Auftritt, oder besser, die ganze Auflage war kurz. Der Pfarrer raffte sich zuerst empor, und weil er Suschens schneeweisse, faltenreiche Haube für seine entsprungene Perrücke hielt, zog er sie ohne anders an sich, und bedeckte damit schnell sein Haupt, weil er die Frau Obersteuerräthin an der Thür hörte. Suschen war ebenfalls auf den Beinen, ehe Tantchen eintrat. Hingegen Herr Säblein saß auf dem Boden und schnitt verzweifelte Gesichter, denn er hatte sich die Hüfte gequetscht.

„O du guter Himmel!“ rief Tantchen Rosmarin, und schlug die Hände zusammen, indem sie bald das Schmerzensgesicht ihres Verwalters, bald den Kopf ihres Bruders in der Weiberhaube betrachtete: „Spielt Ihr Komödien? Vergesset Ihr allen Anstand? Ist das Lebensart? Und besonders du, Herr Pfarrer . . .“

„Und warum denn ich besonders?“ fragte er ganz ernsthaft und beinahe empfindlich, denn er liebte die Strafpredigten seiner Schwester nicht sehr.

Suschen gewann jetzt das Wort, und stellte schnell den Frieden her, indem sie der betroffenen Tante jede Aufklärung über das Räthsel gab, und ihre Haube gegen die Perrücke lachend eintauschte.

Dies an sich unwichtig scheinende Ereigniß war der erste Grund zu allem nachfolgenden Unglück. Denn Herr Säblein blieb viele Tage hinkend, und konnte nun an der Hochzeit nicht tanzen.

W a r n u n g e n.

Suschen war am Hochzeitsmorgen mit der Sonne auf. Sie konnte vor Freuden nicht schlafen. Tantchen Rosmarin war ebenfalls mit der Sonne auf; sie konnte vor Kummer nicht schlafen. Da es nun nicht zu hindern war, daß Suschen mit allen süßen Herren von Waiblingen tanzte, wollte sie des Mädchens unverwahrtes Herz wenigstens durch neue Ermahnungen gegen alle Versuchungen der Liebe, oder wie es zuweilen im christlichen Eifer hieß, des Satans, stärken.

„Du bist nun siebenzehn Jahre alt, liebes Suschen!“ sagte sie.

— Um Verzeihung, Tantchen, siebenzehn Jahre, sieben Monat.

„Desto schlimmer.“

— Wie so?

„Si nun, weil du in dem Alter bist, da du heirathen könntest.“

— Ach, das wäre ja kein so großes Uebel. Sie haben mir ja gesagt, daß Sie auch einmal verheirathet waren; und meine Mutter selig ist's auch gewesen. Und wissen Sie nicht, es geht ja in Waiblingen und Ober-Fahren keine Woche ohne Hochzeit vorbei.

„Alles recht.“

— Und gewiß, Tantchen, gewiß, es ist damit etwas sehr Eigenes. Wissen Sie noch, wie sich unsere Lisette darauf gefreut hat. Wie ihr jetziger Mann, der junge Förster von Steinfeld, ihr immer nachschlich? Wie lieb sich die Beiden hatten, wie sie . . .

„Suschen, du bist noch immer Kind. Höre mich. Du bist jung, bist nicht unansehnlich, von guter Familie, dein Vater war Justiz-

rath; du hast Vermögen, eigenes und vielleicht sonst noch zu erwartendes. An Liebhabern wird's nichts fehlen. Man wird dir Artigkeiten in Menge sagen. Man wird suchen, sich in deine Gunst einzuschleichen, und vielleicht der schlechteste, ärmste Schlucker kann dir, bei deiner Unerfahrenheit, am besten gefallen. Gerade heut', an der Hochzeit in Waiblingen, wird man deinem Herzen vielleicht Neze stellen. Ich ermahne dich also, sei vorsichtig. Traue niemandem von den jungen Herren, so schön er auch thue."

— Und warum muß ich nicht trauen?

"Weil sie Schmeichler, Lügner sind, einer wie der andere, die darauf ausgehen, einem unschuldigen Mädchen den Kopf zu verrücken."

— Aber wie können sie das? Mir soll keiner das Köpfchen verrücken, wenn ich nicht Lust habe, mir's verrücken zu lassen.

"Ich fürchte, du hast nur zu große Lust!"

— Daß ich nicht wüßte.

"Wenn man dir zehnmal in einem Athem sagt, du seiest liebenswürdig, bezaubernd, und wie die heutigen Modeausdrücke sind."

— Die Modeausdrücke sind wenigstens sehr artig. Finden Sie denn das nicht, Tantchen?

"Wenn man dir schwört, man liebe dich, man könne ohne dich nicht leben."

— Ach, das fällt Keinem ein.

"Und wenn es jemandem einfiele, würdest du denn das glauben?"

— Wenn er's mit einem Eide beschwören würde, Tantchen?

"Aber, Kind, es ist Keinem Ernst damit. Die jungen Leute schwören dir Alles, und machen sich hintennach über deine alberne Leichtgläubigkeit lustig. Verlasse dich darauf, wer dir Schmeicheleien sagt, hat den Vorsatz, dich auszulachen."

— Was hätten die Narren davon, wenn sie es thäten?

"Ihren Spaß, nichts als Spaß. So sind sie nun einmal!"

— Alle?

„Wie manches Mädchen ist durch Leichtgläubigkeit schon unglücklich geworden! Wie manche, die ihren Schmeichler aufrichtig liebte, verlor darüber Ruhe, Ehre, Frieden — oft die Unschuld sogar.“

— Sogar die Unschuld? Wie ist das mit der Unschuld, Tantchen?

„Mit der Unschuld?“

[— Ja!

„Du verstehst das noch nicht, und so etwas läßt sich nicht da gleich erklären.“

— Ich begreife es wohl, die Sache muß schwierig sein, denn der Dunkel Pfarrer wußte vorhin auch nicht recht, was Unschuld war, als er sie mir erklären wollte. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf damit.

„Vor allen Dingen, Suschen, folge mir mit Gehorsam. Hüte dich vor Schmeicheleien der Männer — hüte dich, einem von ihnen den Vorzug zu geben; halte alle von dir in ehrfurchtsvoller Entfernung; und wag es einer von ihnen, dir das leiseste Wort von Anbetung, Liebe oder dergleichen Larifari zu sagen, auf der Stelle wende ihm verächtlich den Rücken. Du bist viel zu gut für einen Waiblinger.“

— Aber, Tantchen, wenn es kein Waiblinger wäre . . .

„Wenn es Zeit ist, werde ich dir schon einen Mann geben. Ich werde ihn so wählen, daß du mich noch einst über meinem Grabe segnen sollst. Darauf verlasse dich. Versprichst du mir dagegen, gehorsam zu sein?“

— Ach, Tantchen, Sie wissen es ja, ich bin es immer ohne Versprechen.

„Nun denn, ich werde dein Betragen auf der Hochzeit scharf beobachten.“

Die Hochzeit.

Tantchen Rosmarin glaubte alles wohlgethan zu haben, und beruhigte sich. Wie täuschen sich doch die Menschen gern! Tantchen wußte aus alten Erfahrungen sehr gut, daß Natur und Liebe ihre Rechte fordern, allen Warnungen und Lehren zum Troß, und doch bildete es sich ein, mit Suschen müsse es anders sein, als mit den übrigen Mädchen; nicht weil Suschen aus anderm Teig gemacht, sondern weil es von Tantchen Rosmarin erzogen und gebildet worden wäre.

Man setzte sich also in den Wagen, und fuhr, Jäger und Gärtner in neuen Livreen hinten auf, stattlich geschmückt gen Walbungen zur Hochzeit.

Die Frau Obersteuerräthin ward mit großem Ceremoniel empfangen, und alle ihre Angehörigen mit so vielen Höflichkeiten überhäuft, daß sie im höchsten Vergnügen schwamm, und selbst ihrem Vorsatz treulos ward, beständig an Suschens Seite zu sein. Der Herr Pfarrer fand einige gesprächige Kollegen, und Herr Säblein hinkte mit den Rathsherren herum. Suschen, anfangs gar blöde, ward in dem Kreise blühender Jungfrauen, der sie umringte, bald munterer und zuletzt so vortraulich, als hätte sie die Bekanntschaft seit Jahren gemacht.

Als man endlich, nach glücklich überstandener Mahlzeit, zum Tanz kam, und Suschen nun bald in die Arme dieses, bald jenes Jünglings flog, und mit ihm in den Wellen der Töne durch die glänzenden Reihen der Tanzenden hinschwamm, da lösete sich ihr ganzes Leben in Seligkeit auf. Suschen war schön; das Entzücken machte sie noch schöner. Die besten Tänzer drängten sich um sie, und diese Aufmerksamkeit war ihr schmeichelhafter, als alles Süße, was ihr die begeisterten Herren vorsagten. Sie lebte nur für Tanz und Freude; o wie anders war's im Arm dieser Jünglinge, als an

den Händen des zimperlichen Herrn Verwalters. Das nenne ich mir doch Tanz! sagte sie sich selbst leise, so oft sie erschöpft zu ihrem Sitz zurückgeführt ward.

So kam die Nacht. Tantchen Rosmarin hatte sich zwar fest vorgenommen, noch vor völliger Dunkelheit nach Niederfahren zurückzukehren: aber sie vergaß es über dem Weihrauch, der ihr von allen Seiten, theils wegen ihrer eigenen werthen Person, theils wegen Suschens Liebenswürdigkeit, geopfert ward. Mit der Süßigkeit des Weihrauchs vereinten sich noch die Schrecken eines schweren Gewitters, welches von Westen flammend daherzog. Tantchen Rosmarin konnte von Hause aus die Gewitter nicht leiden, und der Sommer war ihr, nur dieses Krachens wegen, die unangenehmste Jahreszeit.

Sie blieb also, wiewohl des Wetters willen mit einiger Unruhe, am Spieltisch, wo der Herr Verwalter und der Herr Pfarrer mit ihr Parthie machten, nebst dem Herrn Bürgermeister. Und das war schlimm!

E r s t e s U n g l ü c k .

Suschen war mit dem Gewitter herzlich zufrieden. Sie wünschte, es möchten sich alle Gewitter der Welt um Waiblingen versammeln, und die ganze Nacht zum Tanz donnern, desto sicherer war sie, den Becher des ihr selten gewährten Vergnügens bis auf die Hefen leeren zu können.

Wein, Mußt, Tanz und Freude hatten ihr ganzes Wesen verwandelt. Ihre Wangen glühten, ihre dunkeln Augen glänzten strahlend, ihr Busen flog mit Ungestüm. Und hätte ein junger Herr von Waiblingen ihr auch Liebe geschworen — das einzige, wovon sie sich, wegen Tantchens Warnungen, am meisten fürchtete —, sie hätte es in dem Himmel, worin sie jetzt athmete, verziehen. Zum Glück sagte ihr kein Mensch etwas von Liebe; aber keiner tanzte

mit ihr, der ihr nicht getreulich meldete, daß sie ein Engel, eine Göttin sei, was sie denn freilich nicht glauben wollte, aber doch nicht übel nahm. Zwischen Anglaisen und Allemanden fehlte es nicht an Seufzern und Händedrücker; in den Menuetten nicht an Seufzern und vielsagenden schmachtenden Blicken, die ihrer Schönheit huldigten, und in den Walzern drückte sie mancher Arm kräftiger an eine hochschlagende Brust, als sonst wohl des Herrn Verwalters Arm zu thun pflegte.

Unglücklicher Weise, da sie Durst fühlte, präsentirte man ihr Punsch. Sie nahm davon und tanzte fort. Aber nun fing sich alles an mit ihr zu drehen. Sie glaubte sich schwindlicht, und lachte darüber. Allein bald ward ihr bei den heftigen Wallungen des Geblüts nicht wohl. Sie klagte es ihrem Tänzer, einem jungen Mann, der sie mit der größten Artigkeit an seinem Arm vom Saal hinwegführte, um sie frische Luft schöpfen zu lassen. Aus Furcht, daß sie sich nicht erkälte, denn sie war zu sehr erhitzt, brachte er sie in das erste beste leere Zimmer, wo eine vergessene Kerze trübe zur Reige niederbrannte.

Suschen sank erschöpft und halb ohnmächtig auf ein altes Ruhebett, und hatte kaum Lust. Ihr Begleiter, in größter Verlegenheit, beschwor sie, sich aufzuschüren, während er nach einem Glase frischen Wassers eilen wollte. In der Angst vergaß er aber das Wasser, und verließ seine erschöpfte Tänzerin nicht, die sich bei ihrer Ermattung nicht allein zu helfen vermochte.

Der Himmel donnerte; vom Tanzsaal herüber scholl die rauschende Musik dazwischen. Suschen und ihr Arzt merkten weder auf himmlische noch irdische Musik. Niemand vermiste die Beiden, denn Alles schwärmte seinen Freuden nach. Erst nach einer vollen Stunde hielten sie für rathsam, sich zu den Tänzern zurückzugeben.

Suschen war geheilt von der Unpäßlichkeit; sie mischte sich wieder unter die Fröhlichen. Ihr ganzes Wesen war Gluth und Ver-

am Tisch, drei Köpfe brennen sah, stand er klüglich auf, faltete die Hände über seinem Kopf, um ihn vor gleichem Schicksal zu bewahren, und hinkte mit großer Eile davon. Der Herr Pfarrer bemerkte das eigene Unglück nicht eher, bis ihm die feurigen Haarlocken dampfend auf die Karten fielen. Er betrachtete sie verwunderungsvoll wie eine unerhörte Naturerscheinung, und sah nach der Zimmerdecke, um den Ursprung des Feuerregens zu suchen. — Unter dessen war man mit Entsetzen von allen andern Spieltischen aufgesprungen, den Brandbeschädigten zu Hilfe zu eilen, oder zuzuschauen. Keiner konnte das Räthsel lösen, wie drei Menschenköpfe gleichen Augenblicks in solchem Grade entzündet werden konnten.

Unter diesem Lärmen war auch Suschen herbeigekommen. Sie fand nur noch Ruinen von einer zierlichen Staatshaube und zwei gewesenen Perrücken. Jeder klagte über seinen Schaden; Suschen klagte am wenigsten, und sie hatte doch den größten Schaden erlitten.

N a c h w e h e n.

Als man folgenden Tages in Nieder-Fahren Freuden und Leiden ausgeschlafen hatte, bemerkte Tante, man möchte fast die großen Gesellschaften verwünschen, denn selten sei sie in einer gewesen, worin nicht irgend etwas Unschickliches begegnet wäre. Suschen hingegen läugnete gar nicht, sie sei himmlisch vergnügt gewesen, und möchte alle Tage zur Hochzeit gehen.

Nach einigen Wochen hatte man in Nieder-Fahren die Hochzeit vergessen; nur Suschen träumte noch schlafend und wachend davon. Sie war so heiter, wie sonst, aber doch, seit der Hochzeit, versank sie oft plötzlich in stille Träumerei bei ihrer Arbeit, dann ließ sie das Strickzeug vor sich auf den Schoos hinsinken, und dachte — wer weiß, an was?

klärung. Ein Tänzer nahm sie dem andern ab. Ihr Arzt verlor sich in der Menge der Andern; sie konnte ihm nur nicht einmal danken für die gehabte Mühe.

Endlich fiel ihr doch ein, auch nach Tantchen Rosmarin zu sehen. Sie ging ermattet vom Tanzsaal in die Spielzimmer, und kam eben dazu, als sich hier um Tantchens Tisch ein Lärmen der ungewöhnlichsten Art erhob.

Z w e i t e s U n g l ü c k .

Tantchen Rosmarin war bisher im Spiel sehr glücklich, hingegen der Herr Bürgermeister sehr unglücklich gewesen. Aber Fortuna wandte sich plötzlich von ihr. Desto eifriger suchte sie die allzuweibliche Göttin zurückzuführen. Darüber ward denn Suschen vergessen. Der Herzbube in den Karten stiftete alles mögliche Unheil; hätte Suschen die Nacht durch mit ganz Waiblingen getanzt, Tantchen würde nicht darauf geachtet haben. Und das war schlimm!

Das Schlimmste für den Augenblick kam noch. Tantchen meinte den Herzbuben zu haben und auszuspielen; der Herr Pfarrer behauptete hingegen, er sei aus seiner Hand gekommen. In der Hitze des Wortwechsels bemerkte der Kurzsichtige nicht, daß er mit dem hochgewölbten Toupee seiner Perrücke erst dem Lichte, dann mit dem Brande auf dem Kopf der prächtigen, neuen Staatshaube der Frau Obersteuerräthin viel zu nahe gerieth. — Unerpöcklich schwebten feurige Zungen über Beider Häupter.

Einen Augenblick lang war Alles starr vor Schrecken, und man ließ lodern, was lodern wollte. Dann aber griff Tantchen Rosmarin verzweiflungsvoll in die Haube, riß sie ab, und schleuderte sie unvorsichtig seitwärts. Ein abbrennendes Band fiel in die Wolkenperrücke des Herrn Bürgermeisters und verbreitete die Feuerbrunst auf entsetzliche Weise. Da Herr Säblein, als vierter Mann

Tantchen Rosmarin hatte ein scharfes Auge; das stille Sinnen ihrer Nichte war ihr fremd. Argwöhnisch beobachtete sie sie erst manchen Tag; dann brachte sie das Gespräch auf diesen und jenen jungen Herrn von Waiblingen, auf diesen und jenen Tänzer; Suschen antwortete mit unbefangener Heiterkeit. Die Tante erfuhr endlich, daß Suschen an allen Tänzern Wohlgefallen gefunden, aber an keinem ein besonderes. Damit war Tantchen schon zufrieden, denn sie wußte, Suschen konnte sich nicht verstellen.

Allein nach einigen Monaten fing Suschen an zu kränkeln; da waren Uebelkeiten und Zahnweh, und das arme Kind war so traurig bis zum lauten Weinen, und es wußte doch nicht worüber.

Tantchen Rosmarin suchte ihren Liebling durch allerlei ergötzliche Gespräche aufzuheitern, und da kam denn natürlich auch die Rede zuweilen auf Suschens künftigen Brautstand. Es scheint, der Gedanke daran habe für junge Mädchen etwas Ergötzliches.

Suschen hörte gern und andächtig zu, wenn Tantchen Rosmarin mit vieler Beredsamkeit den Himmel des ehelichen Lebens pries. Erst den Brautstand, dann die Flitterwochen der Ehe, dann die Freuden und Leiden an einer Wiege, zuletzt die Hoheit der schwiegermütterlichen Würde, endlich das großmütterliche Leben in den Tändeleien der Enkel und Enkelinnen.

„O Tantchen,“ rief die Kleine, „am meisten freut mich Leiden und Freuden an der Wiege. Wie schön ist's, Mutter sein, und so ein liebes Wesen, einen Engel ohne Flügel, auf dem Arm zu haben. Hätte ich's auch schon!“

„Behüte, alles in Ordnung!“ rief die Tante: „Erst Verlobung, dann Hochzeit, dann Kindtaufe — es geht bis dahin noch manches Jahr!“

„Noch manches Jahr!“ seufzte Suschen still, und senkte das Köpfchen tief aufs Busentuch hinab.

„Erst muß ein Bräutigam vorhanden sein.“

„Aber Tantchen, Sie wollen mir ihn ja verschaffen. Sie haben mir's versprochen. Halten Sie nun bald Wort.“

„Also hast du noch nicht gewählt, Suschen? Gefiel dir denn Niemand vorzüglich in Waiblingen?“

„Das haben Sie schon so oft gefragt. Geben Sie mir, wenn Sie wollen; nur — hübsch muß er doch sein.“

„Wir wollen dafür schon sorgen, Suschen. Dir kann's nicht fehlen.“

Die Tante gefiel sich in solchen Gesprächen selbst viel zu wohl, als daß sie dieselben nicht oft hätte erneuern können. Für ihre Geschäftigkeit öffnete sich da ein neues, unabsehbares Feld, auf dem sie eine wichtigere Rolle, als die wegzugehende Braut selbst spielen konnte. Sie sann also in vollem Ernst herum, wer der Würdigste für Suschen und der Behaglichste für Tantchen sein könnte. Aber noch ehe die Wahl ins Reine kam — denn dazu mußten durch weitläufigen Briefwechsel vielerlei Erkundigungen eingezogen werden — änderte sich plötzlich Alles. Suschen war auf dem Wege, Mutter ohne Bräutigam zu werden.

A l l e s v e r k e h r t.

Man hatte nämlich doch für gut gehalten, den Arzt aus der Stadt kommen zu lassen, weil Suschens Gesundheitsumstände immer bedenklicher zu werden schienen. Das Gesicht des lieben Mädchens hatte das schöne Rosenroth fast ganz verloren.

Der Herr Doktor von Waiblingen rieth lange hin und her, und konnte die Krankheit nicht errathen. Nach einigen Monaten aber trat er mit zuversichtlicher Miene zu Tantchen Rosmarin, und sagte: „Es ist bei mir außer Zweifel, Mademoiselle befinden sich in guter Hoffnung der Mutterfreuden.“

Tante Rosmarin gerieth bei dieser Erklärung so außer sich,

daß sie im ersten Augenblick nicht wußte, ob in Ohnmacht fallen, oder dem Doktor für seine Unverschämtheit eine Maulschelle geben, oder über seine Albernheit laut aufklachen. Es geschah von allen dreien nichts. Sie blieb mit erhobener Hand, mit offenem Mund und starrem Auge vor dem wunderlichen Manne stehen — faßte sich dann kurz, und verabschiedete ihn ein- für allemal mit der höflichsten Grobheit.

Der Doktor, ein wackerer, gesegelter Mann, der wohl wußte, man müsse bei einer Frau auf ein Wort zu viel nicht zu vielen Werth legen, bat sie, ehe sie ihn verdamme, vorher mit Made-moiselle Suschen ein ernstes Wort zu reden; er wolle folgenden Tags wieder vorgehen.

Das ernste Wort mußte also gesprochen werden.

„Weißt du, was der närrische Doktor von dir behauptet?“ fragte sie in der einsamen Abendstunde ihre Nichte.

„Kein Wort!“ erwiderte Suschen.

„Du werdest Mutter werden.“

„Wirklich?“

„Nicht so, Suschen, der Mensch ist ein Narr?“

„Ei nun, Tantchen, es ist mir doch beinahe selbst so vorgekommen. Doch wußte ich's nicht gewiß. Wenn er es aber sagt — —“

„Poffen! ich würde mir eher träumen lassen, der Himmel falle ein. Wie solltest du dazu kommen?“

„Das weiß ich zwar nicht, Tantchen, aber ich denke, Sie verstehen es besser.“

„Du hast keinen Liebhaber?“

„Nein.“

„Keinen vertrauten Umgang mit Männern?“

„Gewiß nicht.“

„Also ich vermuthe, du hast dich an der verwünschten Hochzeit beim Tanzen verdorben. Ich wollte, wir hätten nie von der

Hochzeit gehört, so hätte ich nie das Skandal mit meiner Haube erlebt.“

„Ich vermuthe es auch. Sie wissen, ich habe Ihnen gesagt, Tantchen, schon auf der Hochzeit ward mir schwindlicht, daß ich auf die Seite gehen mußte. Einer von den Herren begleitete mich in das nächste Zimmer.“

„Du warst ohne Zweifel sehr erhist — gab er dir vielleicht einen Trunk kalten Wassers?“

„Nein, er sprach wohl davon, aber that es doch nicht.“

„Oder führte er dich an die kühle Nachtlust — an ein offenes Fenster — in den Durchzug der Luft?“

„Nein,“ sagte Suschen, und erklärte dunkel und einsilbig, wie sich der junge Herr für sie bemüht habe. Tantchen Rosmarin forschte weiter und weiter . . . plötzlich schlug sie mit kläglichem Seufzer die Hände zusammen und schrie: „Unglückliche, so war meine Warnung vergebens!“

„Aber Tantchen, Sie sind ganz außer sich.“

„Das glaube ich!“

„O Tantchen, beruhigen Sie sich doch. Das Unglück ist gewiß nicht groß!“

„Nicht groß, Unglückliche, nicht groß!“

Tante Rosmarin war in wirklicher Verzweiflung und untröstlich. Sie sprach von Schande, vom Verstößen, von — der Himmel weiß, was? und doch konnte sie sich dabei nicht verhehlen, sie selbst sei an dem ganzen Unglück schuld, indem sie Suschen in allzublinder Unwissenheit aufwachsen ließ. Das gute Kind war verführt, ohne die Verführung zu kennen.

Nach einigen Tagen mußte sich Tantchen wieder beruhigen — denn alles Weinen und Jammern war vergebens, und besserte das Unglück nicht wieder aus; und nebenbei mußte jeder gestehen, Suschen sei noch so unschuldig, wie sie es vor dem Sündenfall

gewesen. Dem Herrn Doktor ward Abbitte gethan, und ihm das Geheimniß eröffnet, das er errathen. Er sollte weiter helfen.

„Daß mir das begegnet! mir, in meinem Hause, in meiner Familie!“ rief Tantchen: „Alle Ordnung zerrissen und verkehrt! Noch nicht Brant und schon Kindbetterin — das bringt mich ins Grab.“

Sie kam aber darum nicht so bald ins Grab; Tantchen Rosmarin hatte eine kernfeste Gesundheit.

P r o z e ß.

Das größte Räthsel aber war noch nicht gelöst. Suschen wußte nämlich durchaus nicht zu sagen, wer ihr Verführer gewesen? Nach allen Beschreibungen war er ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ein vortrefflicher Tänzer, und hatte ein blaues oder grünes Kleid, weiße Unterkleider getragen u. s. w.

Tantchen machte ihrer Nichte auch selbst über diese Unachtsamkeit die bittersten Vorwürfe: „Das geht, das läuft, ohne sich weiter zu bekümmern, wie die Thiere des Feldes!“

„Daran ist deine Erziehungsmethode schuld, Tantchen!“ rief der Herr Pfarrer, der mitleidig und aus Rechtsgefühl Suschens Partei nahm: „Ich bin zwar ein Freund der Unschuld, aber alles hat Maß und Ziel. Eva im Paradies war gewarnt, und der Baum der Erkenntniß ihr beschrieben, ja sogar mit Fingern gewiesen. Das hast du versäumt. Du hast die Schuld, und Suschen den Schaden. Hilf ihr den Schaden tragen, sie erleichtert dir ja gutmüthig genug deine Schuld. — Glaube mir, Tantchen, es gibt eine Art Unschuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und es gibt hinwieder manche Sünde, welche ein sonnenheller Zeuge der wahren Unschuld ist.“

Tantchen Rosmarin konnte ihrem Bruder zwar nicht das letzte Wort lassen, aber doch war ihr, indem sie seine Predigt auf das bündigste widerlegte, selbst dabei zu Muth, als wenn er vollkommen Recht hätte. Sie ward von Tag zu Tag in ihr Schicksal ergebener; sie hielt diese edle Gelassenheit für Frucht religiöser Grundsätze, was am Ende nur Macht der Gewohnheit war, wie denn die Gewöhnung auch wohl bei andern Leuten oft die Stelle der Philosophie, des Edelmuths, der Seelengröße einnimmt, aber nie den wahren Namen führen darf. Suschen ward schonender behandelt, endlich wieder zärtlicher, und Tantchens ganzer Zorn richtete seine Flammen gegen den unbekannten Heilkünstler auf der Hochzeit zu Waiblingen.

Der Herr Pfarrer, wie Herr Säblein, waren nun eins und andere täglich in der Stadt, den Namen des Friedensstörers auszuspähen. Allein der Seelenhirt von Ober- und Nieder-Fahren kam jedesmal unverrichteter Sache heim, denn er vergaß gewöhnlich in der Stadt entweder, warum er dahin gekommen, oder das Signalement des Beklagten. Desto glücklicher war Herr Säblein, aber dafür auch mit dem kleinlichsten Kleinigkeitsgeist ausgerüstet! — Von Suschen hatte er so viel Einzelheiten, ihren Verführer betreffend, ausgefragt — ein Grübchen im Kinn, die Farbe des Haares, der Augen, vier Ringe mit Steinen an den Fingern, den Backenbart u. s. w., daß es nicht fehlen konnte. Er musterte Mann für Mann von allen Waiblinger Hochzeitgästen; in Waiblingen war keiner der Beschreibung gleich — er mußte also außer Waiblingen sein. Von auswärtigen Gästen aber war niemand, als ein alter Herr Accise-Einnehmer der benachbarten Grenzstadt, und der Sohn des Herrn Baron von Malzen gegenwärtig gewesen, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Da nun der Herr Baron von Malzen nur drei Meilen von Waiblingen auf seinen Gütern wohnte, und alle Frauenzimmer, die mit ihm getanzt oder nicht getanzt

hatten, sich sehr genau des Backenbartes, des Grübchens im Kinn u. s. w. erinnerten, bis auf die glänzenden Fingerringe, von denen einige behaupteten, er habe sieben, andere, er habe drei gehabt: so war die Sache klar, und noch mehr, als ganz zufällig eine kleine, bucklichte Apothekerstochter, die eben als Nichttänzerin den andern zugesehen hatte, erwähnte, Süsschen sei mitten aus einer Anglaise in Gesellschaft des jungen Herrn Barons aus dem Saal gegangen.

Lantchen Rosmarin war entzückt über diese Entdeckung, und nebenbei auch darüber, daß es ein Herr Baron war, der das Unglück gestiftet hatte. Auf der Stelle ward nach gehaltenem Familienrath ein Brief nach Malzendorf gesandt, und der junge Herr Baron Pompejus von Malzen höflich eingeladen, sich auf Niederefahren begeben zu wollen, wo man in dringenden Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. — Der Bote ging, er kam zurück. Vierzehn Tage verflossen. Keine Antwort, kein Baron.

Lantchen, welches sich schon viel Behagliches von der Lage geträumt hatte, einen Baron zum Neffen zu haben, empfand diese Verzögerung sehr übel. Man hielt neuen Familienrath, und Herr Säblein ward zum außerordentlichen Gesandten nach Malzendorf ernannt, um, falls der Baron Umstände mache, die Angelegenheit dem Vater desselben vorzutragen. Nebenbei erhielt er Vollmacht, den ansehnlichen Vermögensetat der Frau Obersteuerräthin blicken zu lassen, mit der Versicherung, daß Süsschen Universalerin sei. In jedem Falle solle er aber die Heirath und zwar die schleunigste unterhandeln.

Der Herr Verwalter warf sich bequem in die Chaise der Frau Obersteuerräthin, und fuhr, von zwei Schweißfüchsen gezogen, den Oberknecht zum Kutscher verwandelt, nach Malzendorf.

Mit zitternder Ungeduld erwartete man seine Wiederkehr. Man hatte auf die Beredsamkeit des Herrn Säblein so viel Vertrauen,

daß niemand zweifelte, er werde den backenbärtigen Pompejus gefangen mitbringen und zu Suschens Füßen legen.

Endlich kam er, aber allein. Er brachte die Antwort, aber die schlimmste von allen, welche man erwarten konnte. Der junge Herr Baron war nämlich, statt zu Malzendorf, zu Venedig. Der alte Herr Baron hatte das Podagra, und war über die Mission des Herrn Verwalters so ungehalten, daß er gedroht hatte, wenn sich derselbe noch einmal mit solchen Angelegenheiten im Schlosse Malzen zeigen würde, er ihn mit Hunden hinaushegen lassen wolle. Als der Herr Verwalter auch die rauhe Seite herausgekehrt hatte, und allerdemüthigst mit einem schweren Prozeß gedroht hatte, gab ihm der Podagrif die bestimmte Schlußerklärung, erstlich, er wolle seinem Sohn die Sache schreiben, und falls derselbe den Fehltritt eingestände, sich mit einem bürgerlichen Mädchen vergessen, oder wohl gar in Eheversprechungen eingelassen zu haben, werde man nicht anstehen, die Entschädigungs- und Alimentationsgebühren, wie in solchen Fällen Rechtsens, zu leisten; zweitens, von Vermählung und dergleichen Albernheiten sei keine Rede; drittens, damit solle sich der Herr Verwalter zum Teufel packen u. s. w.

Suschen hörte das, und schwieg. Der Herr Pfarrer wußte keinen Rath, und schlug vor, die Sache in Erwägung zu nehmen. Tanten Rosmarin zerfloß in Thränen; sie sagte nichts, aus Mitleiden für Suschen, im Grunde aber aus empörtem Stolz wegen des stolzen Barons, dem sie eine Reihe wohlverdienter Verwünschungen zusandte. Herr Säblein machte den Antrag, die Sache sogleich einem Advokaten zu übergeben, und den Prozeß anzufangen; tröstete übrigens die Tante damit, daß Alles eine göttliche Schickung sei. „Das Alles wäre nie begegnet,“ sagte er, „hätte ich mir nicht bei der Tanzprobe die Hüfte gequetscht.“

Folgenden Tages kam der Advokat Kurzbein von Waib-

lingen, einer der gewaltigsten Rabulisten, der weiß schwarz, und schwarz weiß machen konnte, und ohnehin persönlichen Groll gegen das freiherrliche Haus Malzen nährte, weil er vor mehrern Jahren dort vergebens um die Stelle eines Justitiarius angehalten, die, statt seiner, einem seiner ärgsten Feinde gegeben worden war.

„Erlauben Sie mir zu bemerken,“ sagte er zu Tantchen, „wenn Ihre Demoiselle Nichts in Jahresfrist nicht Baronesse von Malzen ist, zahle ich die Prozeßkosten aus meinem eigenen Vermögen.“

Die zuversichtliche Miene, mit der er sprach, flößte der Tante wieder guten Muth ein, und der Prozeß wurde auf der Stelle anhängig gemacht und mit Eifer betrieben.

P o m p e i u s d e r K l e i n e .

Doch ungeachtet dieses Eifers ging der Prozeß sehr langsamen Schritt, weil der Beklagte in Venedig und Rom spazieren ging, und man nothwendig doch seine Erklärung über die ihm gemachten Anschuldigungen erwarten mußte.

Unterdessen vermehrte sich die Familie zu Nieder-Fahren mit einem kleinen Liebesgott, der vorher nie da gewesen war, ein Grübchen im Kinn hatte, wie ein gewisser Spaziergänger, und diesem, nach Aussage der Kenner, bis auf die vier, fünf oder sieben Fingerringe und den Backenbart, vollkommen ähnlich sah. Suschen war eine liebliche Mutter, und schwamm beim Anblick ihres Kindes in tiefer Seligkeit. Ihr höchster Wunsch war erfüllt. Sie hatte sich noch nie so sehr nach einem Manne, als nach Mutterfreuden gesehnt. Die nun zur Großtante emporgesteigerte Tante Rosmarin fand das freilich außer aller Ordnung; auch konnte sie nicht umhin, bei dem Gedanken an ihre Großtantenschaft zuweilen die Miene gar bitterlich zu verziehen — allein es war nun einmal

so, und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch daran, oder, wie sie es nannte, siegte die Kraft ihrer Grundsätze.

Der Pfarrer Großenkel taufte den Großneffen. Man beschloß, ihn in dem heiligen Sakrament, nach dem Taufnamen seines Vaters, kurzweg Pompejus zu heißen, und den Geschlechtsnamen einstweilen so lange zu vertagen, bis der Prozeß, und mit ihm zugleich entschieden sein würde, ob es ein Pompejus von Malzen oder Nieder-Fahren sei?

Während nun Pompejus der Kleine täglich an Weisheit und Verstand zunahm, erschien auch Antwort aus Rom von Pompejus dem Großen. Sein Brief war zwar nicht im Geschmack des alten Herrn Baron, aber noch weniger im Geschmack der Tante Rosmarin. Doch ward er, vielleicht eben deswegen, ad acta gelegt, und Advokat Kurzbein wie der Justitiarius von Malzendorf, sein Todfeind, fanden darin Wille genug zu zupfen, und den Prozeß in beliebige Länge zu spinnen.

Der junge Baron in Rom erklärte nämlich ganz freimüthig und wiederholt, und das war nicht im Geschmack des alten Herrn und seines Justitiarius, er erinnere sich gar wohl, sich mit einem Mädchen auf einer Hochzeit zu Waiblingen vergangen zu haben, gestehe aber, daß er eher der Verführte, als der Verführer gewesen sei; daß er die Person weder vorher noch nachher weiter gesehen habe; daß die gleiche Person ihm wegen ihrer blöden Tugend sehr verdächtig geworden sei; daß ihm noch nicht bewiesen sei, er und kein Anderer wäre der Vater; endlich aber: daß er sich dieses Vorfalles von Herzen schäme, und wünsche, man möge die Person, je eher, je lieber, mit einem Stück Geldes abfinden, um kein Aufsehen zu erregen.

Auf diesen Brief hin, der die Hauptsache eingestand, ward nun der Prozeß mit ungemeiner Erbitterung fortgesetzt. Tante Rosmarin entfaltete dabei ihren ganzen Stolz. Sie ließ dem alten

Herrn Baron, der mehrmals gütliche Vorschläge machen wollte, sagen: es sei ihr nicht darum zu thun, sich in die Familie des Herrn Baron einzudrängen, aber sie wolle ihre Nichte vor der Welt wieder zu Ehren und ihren Großneffen zu einem anständigen Namen bringen, und sollte es mehrere tausend Dukaten kosten. Sie wäre gar nicht gesonnen, dem Herrn Baron, der außer seinem papierenen Stammbaum mehr Schulden als Güter hätte, ihre Nichte zur Gemahlin zu geben. Sie betrachte dies für ihr Haus als wahre Mesalliance, und er wäre nicht der erste Edelmann, welcher vielleicht Lust haben könnte, in Gesellschaft seiner sechszehn Ahnen nach den vollen Goldkisten einer reichen und schönen Bürgerin zu angeln. Man wisse heutzutage sehr gut, was armer Adel werth sei; man borge auf ein pergamentenes Geschlechtsregister, das bis zu Adam und Eva hinaufreiche, keinen halben Gulden, da man hingegen um ein paar hundert elende Goldstücke das Adelsdiplom überall einkaufen, und den dicksten Stammbaum malen lassen könne. Aus diesen und andern Gründen beharre sie darauf, Herr Pompejus Baron von Malzen müsse schlechterdings in aller Form ihrer Nichte feierlich angetraut, und drei Tage nachher wieder in aller Form richterlich von ihr geschieden werden, so daß sich jeder Theil, wenn es ihm beliebte, anderweitig vermählen könne.

Dieser hohe Ton, den Tantchen Rosmarin anstimmte, brachte den alten Herrn fast zum Rasen, und um so mehr, da er wohl bemerkte, daß diese Frau, von der er ehemals in seinem Schlosse nie Kunde genommen, vermöge ihres Reichthums größern Einfluß im Gericht, als er, hatte. Er würde, da er sich über die Eigenthümerin von Nieder-Fahren bessere Nachrichten erworben, vielleicht zum bösen Spiel lustige Miene gemacht, und wohl gar — denn Malzendorf war in der That schwer verschuldet — in eine Mesalliance mit der begüterten Bürgerstochter gewilligt haben.

Aber die Botschaft, wie Tantchen sie ihm sandte, das Bissige, Giftige ihrer Anspielungen, und dann der bürgerstolze Zusatz, daß sie eine solche Heirath für Mißheirath halte, und daher drei Tage nach der Heirath Scheidung begehre — das war ihm des Trostes zu viel.

Er bot nun Himmel und Hölle auf, die Absichten seiner Gegnerin zu Schanden zu machen. Er spendete Geld links und rechts; Tantchen aber immer die Hälfte mehr, als er. Bei der Wichtigkeit ihrer Gründe entschied sich nach Verlauf eines Jahres in zwei Instanzen die Sache zu ihren Gunsten. Der Prozeß ward zur dritten Instanz gebracht. Herr Advokat Kurzbein lächelte hönisch dem Justitiarius Spott zu.

Sieg über Pompejus den Großen.

Nachdem der alte Herr Baron den Prozeß in zwei Instanzen verloren hatte, war bei ihm kein Aushalten mehr. Er peitschte täglich Hunde und Bediente zusammen, daß kein Hund und Bedienter bei ihm bleiben wollte. Er drohte dem Justitiarius eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich unterstände, den heillosen Rechtshandel auch in dritter Instanz zu verlieren, und seinem Sohne schickte er gebieterische Briefe auf Briefe, voller Donner und Blitz, mit Extrapost von Rom nach Malzendorf zurückzukommen.

Pompejus der Große hatte, während er unter den Alterthümern Italiens die Geschichte der Vorwelt studirte, und leidenschaftlich den Meisterwerken der Kunst nachging, sich wenig um die Geschichte von Malzendorf, Waiblingen und Nieder-Fahren bekümmert. Er runzelte freilich die Stirn, als man ihm meldete, „bewußte freche Person habe sich unterfangen, ihrem Sohne den Namen Pompejus beizulegen,“ doch beruhigte er sich bald über die Anmaßung; denn Pompejus war ja noch kein Malzen, und Taufnamen sind ein Ge-

meingut in der ganzen Christenheit, aber nicht Varenien. Da er aber vom Verlust des Prozesses in zwei Instanzen vernahm, und fürchtete, „die Person mit ihrem Bastard“ möchte ihm angehängt werden, wüthete er bei dem Grabmal des Cestius und der Säule Trajans gegen die himmelschreiende Verblendung und Ungerechtigkeit der Richter, schrieb ellenlange Briefe, worin er die *species facti* aufs Genaueste erläuterte, um seine Unschuld zu beweisen. Suschens Tugend kam dabei schlimm weg; denn ihre Unwissenheit galt für Koketterie, ihre Naivität für Buhlschwesterie. Schon mehrmals hatte er im Sinn gehabt, selbst nach Deutschland zu eilen, in der Hoffnung, durch persönliches Erscheinen die ganze Sache zu seinem Vortheil zu wenden. Da ihn nun sein Vater selbst aufforderte, reisete er sogleich andern Tags von Rom ab.

Eine Reise von Rom nach Malzendorf ist aber etwas langwierig; zudem erlaubte dem Herrn Baron der bescheidene Zustand seiner Börse nicht den Flug mit Extrapost. Unterdessen ging der Prozeß seinen Gang, und diesmal vor dritter Instanz wirklich mit Extrapost, wenigstens für den alten Herrn Baron. Die Sentenz erschien. Der Spruch der ersten Instanz ward bestätigt; Herr Baron Pompejus von Malzen verurtheilt, die Ehre besagten Frauenzimmers durch eine Vermählung in aller Form herzustellen, doch sei beiden Parteien gestattet, nach vollzogener Trauung die eheliche Verbindung alsogleich wieder in gewohnten, rechtsüblichen Formen aufzulösen.

Der pfffige Justitiarius von Malzendorf, der die angedrohte Kugel noch nicht vergessen hatte, hütete sich wohl, diese Hiobspest in eigener Person zu überbringen, sondern meldete sie dem alten Herrn schriftlich, und bat zugleich um Entlassung von seinem Justitiariat. Der alte Baron las das schreckliche Sendschreiben; er blieb stumm vor Entsetzen, und sprach in seinem Leben kein Wort mehr dagegen, denn der Schlag rührte ihn auf der Stelle, und todt sank er mit dem Briefe nieder.

Als Pompejus der Große in dem Schlosse Malzen ankam, fand er seinen Vater begraben.

Die Trauung.

Der junge Herr von Malzen war ein rechtlicher Mann, von Kenntniß und Talenten. Der Tod seines Vaters beugte ihn tief; der Spruch der Gerichte noch mehr. Er war für Niemanden sichtbar, und lebte in dem Schlosse seiner Väter wie ein Einsiedler, bloß mit Verbesserung der Finanzen beschäftigt, die durch den adelichen Aufwand seines Vaters, durch die Reisen nach Italien, und endlich durch den kostspieligen Prozeß nicht wenig zerrüttet waren. Den Aufwand schaffte er ab, die Reisen fielen weg, und der Prozeß hatte glücklicher- oder unglücklicherweise sein Ende. Neben dem Ersparen sann er durch zweckmäßigen Anbau der Güter und durch höhere Benutzung der weitläufigen Waldungen den Verlust wieder einzubringen, und die Schulden zu tilgen. Er fühlte wohl, ein armer Baron sei in der That — ein armer Baron, und das wollte er nicht sein. Er hatte Kopf genug, die Mängel der bisherigen Verwaltung einzusehen; er entwarf seine Pläne; schon nach einem halben Jahre konnte er durch vortheilhafte Holzverkäufe einen beträchtlichen Theil der Schulden tilgen, und damit vereitelte er Tantchens boshafte Spekulationen. Denn Tantchen zweifelte gar nicht, Malzen mit Schloß und Gütern werde und müsse vom Erben verkauft werden; dann wolle sie die Baronie für sich und Suschen, aus Beider Vermögen, einhandeln, und triumphirend mit der angetrauten und abgeschiedenen Frau Baronin von Malzen im Stammgute der Malzen wohnen.

Da nun aus diesem nichts ward, und der Parforce-Bräutigam auch ein halbes Jahr verstreichen ließ, ohne an Vollziehung der richterlichen Sentenz zu denken, hielt es Tantchen Rosmarin für

billig, dem schlechten Gedächtniß des jungen Herrn Baron zu Hilfe zu kommen. Herr Verwalter Säblein mußte also einen Mahnungsbrief abfassen; weil ihr derselbe aber nie beißend genug war, mußte er wohl sechsmal abgeändert werden, ehe sie ihn unterzeichnete. Es ward dem Bräutigam der wohlbekannte Richterspruch in Erinnerung gebracht, nicht eben, hieß es in dem Schreiben, weil man sich sehr nach der Verbindung mit dem Herrn Baron sehne, sondern weil man den glücklichen Augenblick der darauf folgenden Ehescheidung mit Ungeduld erwarte.

Zur Antwort kamen bloß die Worte: „Madame, ich habe zwar nie Anlaß gehabt, auf Ihr Zartgefühl Rechnung zu machen; inzwischen bitte ich Sie, das verhaßte Ceremoniel wenigstens des Anstands wegen, wenn Sie anders Sinn für so etwas haben, aufzuschieben, bis ein unglücklicher Sohn die Trauerkleider abgelegt hat, die er für einen Vater trägt, dessen Tod Ihr Eigensinn befördert hat.“

Tantchen Rosmarin, und wäre der Prozeß verloren gegangen, hätte nicht schmerzlicher gedemüthigt werden können, als durch diese wenigen Worte. Denn erstlich hatte der Baron nicht ganz Unrecht, und das war eben das Verdrießlichste, zweitens setzte er ihr Zartgefühl in Zweifel, und drittens, was das Aergste war, mußte ein Baron sie an die Regeln des Anstandes erinnern. Sie zerriß das Briefchen in tausend kleine Stücke, damit zu keinen Zeiten ein lebendiger Mensch, auch nur aus einem Buchstaben, den Inhalt errathen könne; dann trug sie die Papierstückchen schamroth selbst in die Küche, warf sie eigenhändig ins Feuer und wartete, bis das Letzte davon in Asche verwandelt war.

Sie nahm darauf mit funkelnden Augen eine gelassene Miene an, und sagte ihren Hausgenossen, mit hingeworfenem Tone, der Baron bitte so dringend, wegen seiner vielen Geschäfte, noch um einigen Aufschub, daß sie, um nicht pöbelhaft zudringlich zu schei-

nen, ihm solchen zu gewähren nicht abgeneigt sei. Aber so ruhig sie das sagte, so gewaltig gährte es in ihrem Herzen. Ein unauslöschlicher Groll entstand gegen den Baron, dem sie diesen Brief in ihrem ganzen Leben nicht zu vergessen schwur.

Nach einem Vierteljahr meldete der Baron, er sei bereit, die Trauung vornehmen zu lassen, und wie er sich sehr unartig ausdrückte, die Folter auszustehen. Er schlug den Tag vor, und man kam überein, das Zeremoniel in der Pfarrkirche zu Altensteig vollziehen zu lassen, einem Dorfe, welches genau Mitte Wegs zwischen Nieder-Fahren und Malzen gelegen war.

Am bestimmten Tage fuhr Suschen, begleitet von der Tante und dem Herrn Verwalter, dahin; alles im größten Puz; der Kutscher in reicher Livree; Gärtner und Jäger hintenauf, nicht minder kostbar gekleidet. Tantchen legte es darauf an, an diesem Tage vor dem Baron zu glänzen, und wo möglich ihn empfindlich zu demüthigen. Suschen, schön wie ein Engel, noch mehr durch die milde Schwermuth in ihren Mienen, als durch den köstlichen, obgleich einfachen Brautpuz, saß schweigend im Wagen neben der vielberedten Tante, und erwiderte deren Fragen mit halberstickten Seufzern. Heut lebendiger, als jemals, stand ihr senderbares Schicksal vor ihrer Seele, wie sie, Braut und Wittve zugleich, einem Unbekannten die Hand zu reichen eile, den sie verachtete, und dem sie sich bloß deswegen vermählen sollte, um desto eher von ihm getrennt werden zu können.

Man kam zum Wirthshause in Altensteig. Noch hatte sich kein Bräutigam gezeigt. Im ganzen Dorfe war kein anderes Wirthshaus. Die Tante fand das sehr ärgerlich; und da eine Viertelstunde um die andere verging, und der Bräutigam nicht erschien, und der Pfarrer des Orts den gewöhnlichen, sonntäglichen Gottesdienst nicht länger verzögern konnte, stieg die Unruhe der Tante fast bis zur Verzweiflung. „Ein neuer Affront! Der Mensch läßt

uns böshafter Weise sitzen!" rief sie in jeder Minute zehn Male, und lief jeden Augenblick zum Fenster. Suschen saß in einem Winkel und weinte still.

Die Glocken läuteten. Da sprengte des Wegs durchs Dorf heran ein Reiter, stieg beim Wirthshaus ab, und trat hinein. Es war ein schöner junger Mann, blond von Haar und Farbe, blauen Auges, in seinen Bewegungen voll edeln Anstandes. Er trug einen schlichten aschgrauen Frack, runden Hut. Es war nicht nöthig, daß er sagte, er sei der Baron von Malzen; der Backenbart und Grübchen im Kinn überhoben ihn schon der Mühe. Suschen ward blutroth. Sie schmiegte sich tiefer in den Winkel des Zimmers hinein, in welchem sie dasaß. Ach, hätte sie sich verbergen können vor aller Welt!

Der Baron, nach höflicher Verbeugung, fragte in einem fast allzunachlässigen Tone: „Welche von Ihnen, meine Damen, soll oder will für den Augenblick meine Braut sein?“

Mit Empfindlichkeit im Blick, doch stumm, deutete Tantechen auf die Einsame im Winkel, die ihre Augen schamvoll zur Erde gesenkt hielt. Der Baron trat ohne anders zu Suschen, und da er bemerkte, daß ihr ein paar Thränen über die Wangen fielen, hatte er auf den Lippen zu sagen: „Sie weinen Wasser, ich habe schon Blut geweint!" aber der Vorwurf erstarb ihm unter Erstaunen im Munde. Alles, was er sich schon unterwegs ausgedacht hatte, Kränkendes und Verächtliches vorzubringen, um die Manen seines Vaters wo möglich auch an diesem Tage durch kleine Rache zu versöhnen, war ihm aus dem Gedächtniß gewichen. Zwar hatte er nach manchen eingezogenen Erkundigungen wohl gehört, Suschen sei nicht nur ein reiches, sondern auch ein recht hübsches Mädchen; sei nichts weniger, als Kokette oder verdorbene Dirne, wie er sich immer gedacht; sie habe bei ihrer Tante von jeher in fast klösterlicher Einsamkeit gelebt, und wäre daher an Verstand, wie

sich die Waiblingerinnen in ihrem christlichen Urtheil ausdrückten, „ein pures Gänschen.“ Allein Suschen so zu finden, wie er es nun fand, das war ihm Feerei. Diese edle Gestalt, voll Milde und Würde; dieses reizende, ovale Antlitz einer leidenden Magdalene; dieser seelenvolle Blick der Unschuld, der sich durch Thränen zu ihm stahl; diese heilige Gluth des Erröthens — — dies Alles hatte er nicht erwartet.

„Mein Gott, welch ein Mädchen!“ dachte er, und weiter konnte er auch nichts denken; in solcher Verwirrung war sein Gemüth.

„Herr Baron, ist's gefällig?“ sagte die Tante, und wies auf die Thür, welche der Verwalter öffnete: „Man erwartet uns in der Kirche.“

Der Baron bot seiner Braut den Arm. Suschen schien anfangs verlegen, ihn annehmen zu wollen, und nahm ihn endlich doch, um keine Weitläufigkeiten zu veranlassen. Tantchen Rosmarin folgte dem stummen Brautpaar; folgte mit zornglühendem Gesicht; denn sie konnte sich's wohl erklären, warum der Baron seine Braut am Arm führte. Lächerlich, nichts als lächerlich machen wollte er die festlich geschmückte Unglückliche, neben welcher er in bestäubten Stiefeln und Spornen, grauem Frack und rundem Hut einherging, einem Bedienten ähnlicher, als einem Baron.

Ach, der gute Pompejus dachte auf dem Kirchgang weder an Hut noch Spornen. Er sah zitternd und verstohlen auf die Stillweinende, und konnte es sich nicht verhehlen, er führe die schönste Braut im Lande am Arm.

Er machte immer langsamere, immer kleinere Schritte, um das Vergnügen, auf welches er nicht gezählt hatte, einige Augenblicke länger zu genießen. Und wenn er von Zeit zu Zeit seitwärts auf sie hinblickte, und er that es oft — die schöne junge Dulderin, mit ihrer Unschuldsmiene, sah aber unverwandt, demüthig in den Staub vor sich nieder — dann war's, als wenn sich sein Gewissen regen und sagen wollte: „Diese heilige Lilie hast du gebrochen.“

Hier eine kleine Buße zu thun, schien ihm das Wenigste, was er, als gefühlvoller Mann, thun konnte. Er berührte mit seiner rechten Hand sanft die ihrige, welche wie eine schwebende Feder auf seinem linken Arm ruhte, und flüsterte: „Mein Fräulein, ich bin sehr unglücklich, daß ich vor Ihnen als Bösewicht erscheinen muß, den Sie zu verabscheuen gezwungen sind. Ich bin gewiß sehr unglücklich.“

„Wohl mir, daß Sie es nicht durch mich sind!“ flüsterte Suschen zurück mit freundlichem Ernst unter Thränen. Denn auch in der Traurigkeit umschwebte ein gütiges, leises Lächeln ihren Mund, wenn sie sprach.

Diese Antwort war aber für den Baron ein Dolchstich; sie machte ihm die Größe seiner Schuld und seines Verlustes plötzlich hell. Und es war nicht der Silberklang ihrer Stimme, es war der schwere, vielbedeutende Sinn ihrer wenigen Worte, was ihn erschütterte. Der gewandte Weltmann war durch die Erwiederung des einfachen Mädchens so außer Fassung, daß er keine zweite Rede finden konnte. Man trat in die Kirche, und bald nachher zum Altar.

Lantchen Rosmarin hatte bei diesem Anblick, nach welchem sich ihre Rache schon so lange gesehnt hatte, mit lauter Stimme ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!“ anstimmen mögen; Suschen weinte still. Der Baron war in seltsamer Gemüthsbe-
wegung; seine Hand zitterte in der Hand der schönen Braut. Leise flüsterte sie dem Pfarrer das Jawort zu; der Baron, als könnte sich sein bedrängtes Herz durch einen einzigen Ton Ruhe geben, ließ es laut durch die Kirche hallen; dann, beim Wechsel der Ringe, suchte er den kostbarsten an seinen Fingern hervor, ihn der feindlichen Schönen zu reichen, die durch ein wunderliches Geschick ihm an eben der Stelle auf ewig entrisSEN werden sollte, wo man sich sonst auf ewig zu verbinden pflegte.

W e n i g A n b a c h t.

Nach vollzogener Trauung wohnte man dem Gottesdienste in gebührender Ordnung bei. Der Pfarrer hielt ohne Zweifel eine vortreffliche Predigt, denn er selbst schwamm mehrmals in Thränen, während viele Bauern ihre tiefe Rührung hinter einem sanften Schlaf verbargen — aber der Baron hörte und sah von allem nichts, weil er nur Suschen sah, das zehn Schritte ihm gegenüber saß.

Er hatte Zeit genug, ihre Gesichtszüge zu betrachten. Ja, Raphaels Engel und Madonnen waren ihm verzerrte Bambocciaden neben diesem Antlitz, in welchem Schwermuth und Güte, weibliche Würde und Demuth wundervoll gepaart waren. Er warf sich auf seinem Sitz unruhig her und hin; Scham, Selbstverachtung, Liebe, Aerger, Hoffnung und hundert Entwürfe bewegten ihn.

Während der Geistliche vom Reiche Gottes und vom Tode des Sünders sprach, hielt der Baron sich Straspredigten anderer Art. Er versuchte seiner Gefühle Meister zu werden, er erinnerte sich an den Tod seines Vaters, an die Lächerlichkeit, ein Mädchen hintennach lebenswürdig zu finden, gegen welches er anderthalbjährigen Prozeß geführt hatte. Umsonst, wenn er die Augen auf Suschen wandte, verschwanden Vater, Prozeß und Lächerlichkeiten.

„Aber, Baron, hat dich die Hölle geblendet?“ sprach er bei sich selbst (er pflegte anständiger zu reden, als zu denken): „Es ist übrigens ein Engel Gottes, du bist aber ein Teufel, der diesen Engel stürzte, dann Jahre lang auf die schamloseste Weise behandelte. Daß du sie verkanntest, ehe du sie kanntest — nun, das verzeihe ich dir. Daß du Materialien zum Prozeß wider sie gabst, auch das verzeihe ich dir; denn dein Vater und der ver-

damnte Justitarius schilderten ja die heilige Seele, wie ein gemeines Mädchen. Aber daß du nicht glauben, nicht sehen wolltest, als du ins Land zurückkamst, und ihr Lob von allen parteilosen Lippen wiederhallen hörtest, daß du ihre Herrlichkeit nicht begriffest, welche ihr die kleinen, albernen Mädchen von Waiblingen mit dem Ausdruck zollten: „sie sei ein Gänschen“ — daß du nicht hinüberrittest nach Nieder-Fahren, sie selber sahest, dich des Bessern überzeugtest — das verzeihe dir der Himmel, und du verdienst in der Hölle deiner Empfindungen zu verschmachten.“

Tantchen las mit dem behaglichen Wohlgefallen der Schadenfreude in den Mienen des armen Pompejus Unruhe und Aerger. Aber sie legte seinen Verdruß ganz anders aus. Sie bildete sich ein, er wolle vor Unmuth zerspringen, daß sie Siegerin geworden. Hätte Tantchen gewußt, wovon eigentlich im Herzen des Barons Rede gewesen, sie hätte sich nicht gefreut, denn sie haßte ihn, wie sie noch keinen Menschen gehaßt hatte.

Suschen war nicht in geringerer Unruhe. Erst jetzt schien sie dem öffentlichen Hohn feierlich preisgegeben zu sein, und meinte, die Augen aller Welt seien auf sie, als die Entehrte, gerichtet, die man vermittelt der Kunst wieder zu Ehren bringen wolle. Sie hörte kein Wort von allem, was der Pfarrer sagte, und doch glaubte sie, er rede nur von ihr und ihrer Schande. Dann dachte sie mit Mutterzärtlichkeit an ihren zweijährigen Pompejus heim, an das lebenswürdige vaterlose Kind. Dann überfiel die dunkelste Schwermuth ihre Seele. Sie betete für ihren Sohn.

Und — verzeihlich war doch wohl die Neugier — von Zeit zu Zeit ließ sie auch das Auge auf ihren Anvermählten fallen, von welchem sie kaum ein dunkles Bild im Gedächtniß behalten hatte. Ein hübscher Mann war er — läugnen ließ sich das nicht — und er sah dem kleinen Pompejus viel zu ähnlich, als daß man nicht solche Gesichtszüge recht angenehm hätte finden sollen. Dann ge-

dachte sie der Worte, die er auf dem Kirchgang gesprochen. „Wie er nur das auch gemeint hat?“ dachte sie, und sah wieder zu ihm hinüber, als wollte sie aus seinem Gesicht errathen, wie er das wohl hätte meinen können? Dann, wenn sein dunkles, brennendes Auge dem ihrigen begegnete, ward ihr, als müßte sie sich in den Mittelpunkt der Erde verbergen.

Genug, Suschen hatte wenig Andacht, auch der prächtige Brillantring, den sie von ihm empfangen, machte ihr viel Zerstreuung. Es war ihr sonderbar, einen Ring zu tragen, den seine Hand getragen hatte. Nach solchen Gedanken zitterte ein Seufzer aus der tiefsten Tiefe ihres Busens heraus.

Ungeachtet der Prediger eine der längsten Predigten im ganzen Jahr gehalten hatte, war doch Allen die Zeit dabei sehr kurz geworden, ausgenommen den wirklichen Zuhörern.

T r e n n u n g.

Tanten Rosmarin winkte an der Kirchthür dem Herrn Verwalter Säblein mit Augen und Händen, Suschens Arm zu nehmen. Aber plötzlich stand der Baron da, und schob den Herrn Verwalter höflichst auf die Seite mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich meine Gemahlin zum Wirthshaus begleite.“

„Das ist doch impertinent von dem Menschen!“ sagte die Tante zum Verwalter. „Warum ließen Sie sich wegdrängen? Er thut's mir nur zum Aerger, um den Leuten zu zeigen, daß er sich gar nicht über meinen Triumph grämen könne. Aber er irrt sich. Ich hab's ihm in der Kirche deutlich genug angesehen. Mich betrügt er wahrhaftig nicht. Gift und Galle tödten ihn fast.“

Aber der Baron war an Suschens Seite nichts weniger als todt. „Darf ich mich unterstehen,“ flüsterte er, „die Hand meiner lebenswürdigen Gemahlin zu nehmen, die ich nur für wenige Tage mein

nennen soll?“ Er nahm sie, ohne Erlaubniß abzuwarten, und wollte noch Vieles sagen; allein man stand vor dem Wirthshaus, ehe man wußte, wie man aus der Kirche gekommen sei.

Die Tante ließ sogleich zur Abreise anspannen; der Baron, um Frist zu gewinnen, ließ für die Damen Erfrischungen anordnen; allein im elenden Wirthshause konnte man nichts, als saures Bier, schlechten Branntwein und gutes Brunnenwasser anbieten, und Tantchen Rosmarin verbat ohnehin mit tiefem Knir und hoher Miene jede Bemühung der Art.

„Er denkt,“ sagte sie mit lächelndem Zorn zum Verwalter in einer Ecke des Zimmers, „er denkt sicherlich, mit seinen linksischen Höflichkeiten mich umzubringen. In einer solchen Dorfkeiße Erfrischungen befehlen; als wenn er nicht recht gut vorher gewußt hätte, daß hier kaum Haber für die Rosse wäre. Aber er irrt sich abermals. Ich muß nur seiner Platttheit lachen.“

Suschen hatte wieder ihren ersten Winkel eingenommen, und war stumm und still trauernd. Die Augenblicke wurden ihr zu Ewigkeiten, ehe sie in den Wagen steigen konnte. Tantchen nahm Miene an, als bekümmere man sich wenig um einen anwesenden Freiherrn von Malzen, und fädelte gleichgültige Gespräche mit dem Verwalter und ihrer Nichte an.

Pompejus aber stand mit vor sich niedergefalteten Händen an der Wand, in düsterer Betrachtung seine Blicke auf Suschen geheftet. Endlich trat er zum Tisch vor, an welchem Tantchen Rosmarin mit dem Fächer hämmerte, und sagte: „Frau Obersteuerräthin, gestehen wir nur offenherzig, wir spielen hier alle eine verdrüßliche, gezwungene Rolle, und ich leider die schlechteste.“

„Es scheint, Herr Baron,“ erwiderte die Tante, „Ihr Gewissen erwacht, obgleich ziemlich spät.“

„Sie haben Recht. Es erwacht. Ich bin betrogen, und habe mich selbst betrogen. Glauben Sie mir, ich wünschte, das Ver-

brechen abbüßen zu können, dessen ich schuldig bin. Aber ich fühle es, die Reue eines ganzen Lebens reicht nicht hin; und das bringt mich zur Verzweiflung."

So ehrlich auch Pompejus bei diesen Worten ausah, so hämisch schien der Tante diese Rede, in der sie versteckten, oder wie sie sich ausdrückte, teuflischen Spott fand.

"Herr Baron," sagte sie, "es gefällt mir, Ihre Worte für baaren Ernst zu nehmen. Wirklich kann die Reue Ihres ganzen Lebens die Flecken Ihrer Schandthat nicht vertilgen, und wenn Sie dereinst in der That etwas von Verzweiflung spüren, will ich sogar glauben, es sei an Ihnen noch nicht alles verdorben. Ich bitte Sie übrigens, das Gespräch abzubrechen. Sie könnten nur alten Verbrechen neue Beleidigungen nachsenden. Vergessen Sie nicht die Ehrfurcht, welche auch der Roheste dem weiblichen Geschlecht schuldig ist."

"Frau Obersteuerräthin, Sie haben Recht, mich so zu behandeln. Nur eine Bitte, die erste und letzte vor unserer Trennung! Erlauben Sie mir, meine — darf ich sagen, Gemahlin? auf einen Augenblick allein zu sprechen."

"Herr Baron, es thut mir leid, unsere Zeit ist kurz — es ist angespannt . . ."

"Nur einen flüchtigen Augenblick bitte ich um Gehör bei ihr."

"Es kann nicht sein."

"Darf ich, was ich bitte, nicht als Gemahl mit Recht fordern?"

"Sie ist schon jetzt als eine von Ihnen Geschiedene zu betrachten."

"So muß ich sie betrachten. Eben darum — und vielleicht trägt es zu meiner Ruhe, und zum Frieden dieser meiner Gemahlin bei — fordere ich den Augenblick einer freien Unterhaltung mit ihr."

"Sie hat darüber zu entscheiden!" sagte die Tante.

Der Baron trat ehrerbietig vor seine Anvermählte, und reichte

ihr schweigend, mit trübem Blick die Hand dar, und führte sie ohne Anfrage aus dem Zimmer in ein anderes. Suschen ging unwillkürlich, mit Zittern und Zagen. Sie wußte selbst nicht, was sie that oder hätte thun sollen.

Er verschloß das Stübchen, in welchem sie standen, und kehrte zu der Furchtsamen zurück. „Frau Baronin . . .“ sagte er zu ihr mit ungewisser Stimme.

Suschens Antlitz färbte sich bei dieser Anrede schamvoll hochroth. „Nennen Sie mich nicht so, Herr Baron. Ich bleibe meinem Stande getreu. Das Zeremoniel, welches uns verband, gibt Ihnen keine Pflichten, mir kein Recht.“

„Und mein Verbrechen leidet nicht einmal das Befugniß, Ihnen den süßen Namen zu geben, zu welchem mich die Kirche berechtigte.“

„Herr Baron, unsere Zeit ist kurz. Wäre es Ihnen gefällig, mir zu sagen, warum Sie mich allein sprechen wollten?“

„Haben Sie, Frau Baronin; aber ich beschwöre Sie, aufrichtig zu sein, nur diesmal aufrichtig! haben Sie durch mich den Glauben an die Menschheit noch nicht ganz verloren?“

„Ich glaube an das Menschenherz, weil ich an Gott glaube.“

Da stürzte der Baron zu ihren Füßen nieder, und rief mit nassen Augen zu ihr empor: „O so glauben Sie mir auch in diesem Augenblick — ich war ein Verbrecher an Ihnen, und doch war und bin ich kein Bösewicht. Hassen Sie mich, verabscheuen Sie mich, ich habe es verdient. Aber glauben Sie, ich war und bin kein Bösewicht.“

„Was hülfte Ihnen mein Glaube, Herr Baron?“

„Zu einiger Ruhe, zu vieler Ruhe. O, Sie haben viel eingeübt, aber ich — ich habe mehr verloren, als Sie.“

„Stehen Sie auf, Herr Baron, und kehren wir zurück.“

„Nein — seien Sie heute noch ganz Engel. Gewähren Sie mir noch eine Bitte.“

Sie schwieg.

Er küßte mit Inbrunst ihre Hand, die er ihres Weigerns ungeachtet genommen hatte, und sagte mit gesenktem Angesicht, denn er wagte es nicht, sie anzusehen, und mit gedämpfter Stimme: „Sie sind Mutter, ich bin Vater — ich flehe um die Günst, meinen Sohn nur einmal sehen zu dürfen.“

Sie antwortete nicht, auch konnte sie es nicht, denn sie weinte laut.

„Ich bin's nicht würdig, den Sohn zu sehen, dessen Mutter ich mißhandelte . . .“ fuhr er nach einer Weile mit gebrochener Stimme fort, und die Thränen flossen ihm über die Wangen hin: „ich bin's nicht würdig. Aber Ihres Herzens würdig, Frau Baronin, ist die Großmuth gegen einen Unglücklichen. — Darf ich einen Tag, welchen Sie wollen, nach Nieder-Fahren kommen, und mein Kind an das Herz voller Reue drücken?“

„Wann Sie wollen!“ sagte schluchzend die Neuvermählte und eilte zur Thür.

Tantchen Rosmarin machte große Augen, da sie beide Hand in Hand daher wandeln sah mit verweinten Augen.

„Er hat gebeten,“ sagte Suschen, „unsern kleinen Pompejus einmal zu sehen.“

„Und die Frau Baronin hat's erlaubt!“ setzte er geschwind hinzu.

Tantchen machte ein kaltes Gesicht. Es war angespannt. Man setzte sich in den Wagen; der Baron half den Frauenzimmern. Sie fuhren ab. Der Freiherr sah ihnen durchs Dorf nach, auch da er sie nicht mehr sah

U e b e r e g u n g e n .

„Abgethan!“ rief Tantchen, da der Wagen außer dem Dorf war: „rein abgethan, meine liebe Baronin! Ich bin entzückt.“

„Ach, Tantchen,“ sagte Suschen, „nennen Sie mich doch wie immer. Es klang mir wie ein Schmähwort, wenn mir der Baron seinen Titel gab.“

„Es war seine Schuldigkeit. Du heißest jetzt Baronin; bist ihm anvermählt. Unser Pompejus hat volle Ansprüche einst auf die Erbschaft des Hauses Malzen. Doch darüber muß ich noch mit dem Herrn Advokaten Kurzbein abhandeln. Er hat sich für übermorgen anmelden lassen. Da wollen wir den Prozeß wegen der Scheidung instruiren. Nun, Prozeß, hoffe ich, wird es nicht geben; beider Theile Einwilligung und dann schon der Spruch des Obergerichtshofes — das beschleunigt die Sache. Aber übermorgen, sage ich, muß der Advokat instruirt, und über acht Tage die Sache vor den Gerichten anhängig sein. Der Herr Baron, dein Mann, und seine ganze Sippschaft, und die ganze Welt muß erfahren, daß es uns nur um deine Ehre, nur an der Züchtigung des Glenden gelegen war, nicht an seiner Baronschaft. Wir werfen sie ihm vor die Füße. Und wenn er gegen die Scheidung — ich setze nur den Fall — protestiren wollte (er wäre es wohl im Stande, mich zu ärgern), siehe, und sollte es mir allein tausend Dukaten kosten — — die Scheidung muß vor sich gehen. Muß! sage ich. — Hm! wahrhaftig, um Verbindung mit dem Hause Malzen war's uns nicht zu thun. Ich verachte den armen Ritter, und sein hochadeliges Wappen möchte ich nicht zum Deckel auf einen Schmalztopf. Nein, dazu fühlen wir uns doch noch viel zu gut. Aber wie nun die Welt ist, sie wird's nicht glauben. Sie soll es erfahren. Ich wollte lieber, es wäre heut', als übermorgen. Indes die Formen müssen beobachtet sein. Heut' Vermählung, übermorgen Scheidung. So recht. Du hast's ihm doch gesagt? Apropos, warum hattest du und er geweint? Was hatte er Geheimnes mit dir?“

In diesem Tone sprach Tantchen Rosmarin mit feltener Lebhaftigkeit noch eine halbe Stunde lang fort. Die Freude, am lange

ersehten Ziele ihres Hasses zu stehen, begeisterte sie. Suschen, oder die neuvermählte Baronin, denn so müssen wir sie doch wohl nun nennen, mußte der guten, redseligen Frau alles erzählen, was sie mit ihm allein gesprochen.

„Der Mensch — siehe, ich irre mich nicht! — der Mensch ist entweder, wenn du anders nicht, weil du Thränen im Auge hattest, gutmüthig glaubtest, er habe sie in den seinigen — der Mensch ist entweder ein Erznarr, das wäre dumm, oder ein Erzbösewicht, das wäre satanisch!“ — Es bedarf wohl nicht erst des Zusatzes, daß diese Bemerkung von der Tante kam.

Indem sie sich über das Gesagte erklärte, unterbrach sie sich plötzlich selbst. Ihre Stirn gefaltet, ihr Auge glänzend, mit einem stehenden Blick auf den Verwalter, ihren Zeigefinger erhoben, als rufe sie die ganze Welt auf zum Hórchen, sagte sie, mit gedämpfter Stimme, in welcher doch etwas Schrecklichfrohes lag: „Ich bin ganz außer mir! Der Gedanke kommt von oben herab. Höre, Kind, wenn's nun gar so wäre? Wenn du nun vielleicht eben heute Eindruck auf sein Herz gemacht hättest — wenn der Wüstling dich in der That liebgewonnen hätte, dann . . . dann . . . ich zittere vor Freuden!“

„Was denn, Tantchen?“ fragte die junge Baronin, die fast erschrak, und von einer schnellen Röthe überflogen ward.

„Und wenn's nicht wäre, es kostete dich einen freundlichen Blick, und der Geck läge zu deinen Füßen . . . dann Scheidung, und ihm den Korb gegeben! Dann wären wir vor der Welt glänzend gerechtfertigt.“

„Nein, Tantchen, zu solchem Spiel leih' ich keinen freundlichen Blick her.“

Betroffen und ihre Uebereilungen bereuend, drückte die Tante ihrer Nichte die Hand und sagte: „Du hast Recht.“

Unter solchen Gesprächen fuhr der Wagen in Niederfahren

ein. Da waren mit Blumen umwundene Ehrenpforten gebaut; Gäste aus Waiblingen, ohne Suschens Vorwissen von der Tante zu ihrem Ehrentag, nämlich zur Feier des gewonnenen Rechtsstreites, eingeladen; alle Familien aus Ober-Fahren im Sonntagschmuck; an ihrer Spitze der Herr Pfarrer. Glückwünsche links und rechts. Ein köstliches Gastmahl im Hause der Tante. Im Park offene Tafel für Bauern und Bäuerinnen; Musik und Tanz derselben bis in die späte Nacht.

Ueberlegungen anderer Art.

Der Baron von Malzen hingegen brachte den Tag traurig zu. Er ritt nach Malzendorf zurück, mit gesenktem Haupte. Immer schwebte ihm Suschens Gestalt vor — immer wiederholte er sich, und oft mit lauter Stimme: „Ein himmlisches Geschöpf: nie führe ich ein anderes Weib zum Altar, wie dieses!“ Er hörte ihrer Stimme Silberton; sah ihren beredten Blick voll Thränen, ihre Verklärung im Erröthen. „Mein Gott, und diese Heilige mein Weib, und ich darf sie nicht mein nennen!“ rief er dann wieder.

Die Hoffnung, sie wiedersehen zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken. Er that Verzicht auf ihre Hand, aber nicht auf das Glück, sie anbeten zu dürfen. Liebe konnte er nicht von ihr hoffen, aber doch Duldung um des Sohnes willen. Er verlor sich in Wehmuth, und fuhr aus dem süßen Schmerz wieder zur Wuth auf, wenn er des Processes, und der Ursache desselben, und seiner empörenden, verleumderischen Briefe gedachte.

Sein armes Pferd mußte alle Empfindungen, die ihn abwechselnd ergriffen, büßen. Mit der Verzweiflung ritt er Galopp zum Halsbrechen; in den Erinnerungen an die reizende Gemahlin im langsamen Schritt; raschen Trab ging's bei Furcht und Hoffnung.

So kam er vor seinem väterlichen Schloß an, ohne zu wissen,

wie. Da war ihm Alles öde und leer. Er wollte lesen, rechnen, zeichnen, spazieren gehen, den Pfarrer besuchen, oder einen benachbarten Edelmann überraschen — Alles war nichts. Sein Herz rief nach der schönen Gestalt, die ihm erschienen war; er hätte Niederfahren nur aus der Ferne sehen mögen.

Das Fieber ward, wie jedes Fieber, mit Sonnenuntergang heftiger. Er ließ Niemanden vor sich, machte Entwürfe, Verse, und schrieb Briefe an die Geliebte, die wieder verbrannt werden mußten.

Man muß erst über eine Sache einmal schlafen, wenn man sie recht überdenken will. Der gute Pompejus fand am andern Morgen, da er nüchtern worden, Alles anders; die ganze Welt, welche den Tag vorher aus ihren Angeln gerissen zu sein schien, stand wieder in ihrem alten Geleise. Er verwunderte sich wirklich über seinen gestrigen Rausch, und schämte sich desselben.

„Was treibst du?“ dachte er, und zerriß mit Unwillen die Verse, die noch auf dem Tisch lagen, „warst du wahnsinnig? — Nun ja, deine sogenannte Gemahlin ist artig, aber welche Narrheit, darüber aus der Haut fahren zu wollen? — Welch ein toller Roman war das? Sich erst ein Mädchen vom Hals wegprozessiren, der Welt zum Gespött werden, sich durch ein Zeremoniel zusammengeben lassen, um die sogenannte Ehre herzustellen, dann sich in sie verlieben! Gottlob, Pompejus, daß du deine Augen wieder hast. Jeder Mensch mag wohl dann und wann einmal im Leben einen Anfall von Verrücktheit haben; du hattest ihn gestern, und führtest dich, im Wirthshause, wie ein Knabe auf.“

Er ging an seine landwirthschaftlichen Arbeiten; war thätig einen Tag nach dem andern, wie zuvor; und um sich selbst zu überzeugen, daß er vollkommen am Geiste gesund sei, beschloß er, in den nächsten vierzehn Tagen nicht nach Niederfahren zu gehen, um seinen Sohn zu sehen. Und er hielt sich Wort, ohne daß es ihn Ueberwindung kostete.

Die Baronin.

Zu Niederfahren hatte sich in der gewohnten Hausordnung aber mancherlei geändert. So hatte Tantchen es gewollt. Alles mußte mit gebührendem Anstand geschehen.

Der jungen Frau Baronin war ein besonderer Flügel im herrschaftlichen Gebäude eingeräumt; sie hatte die freie Verfügung über die Zinsen ihres Vermögens erhalten; einige Kammerjungfern zur Bedienung empfangen; der Titel Baronin durfte nicht fehlen; nur Tantchen und Oheim erlaubten sich noch den trauten, alten Namen Suschen.

Nach diesen ersten Einrichtungen, welche Suschen für sehr überflüssig, Tantchen für unumgänglich wesentlich hielt, ward Herr Advokat Kurzbein wegen der Scheidungsflage mit allem Nöthigen versehen. Nach acht Tagen brachte der Advokat den Scheidungsantrag schriftlich — die Tante streute noch einige ihrer bitteren Bemerkungen gegen den Herrn Baron ein; sie nannte das in ihrer Sprache „Pfeffer und Gewürz dazu thun“; Suschen unterschrieb.

Inzwischen ging es dem guten Suschen wunderbar. Es konnte nie den kleinen Pompejus ansehen, ohne des großen Pompejus zu gedenken. Und wenn die Mutter den Knaben küßte, fiel ihr immer dabei ein, daß sie nun Gattin sei ohne Gatten. — Das Aergste von Allem aber war der Umstand, sie konnte, so sehr sie sich auch, der Tante zu Gefallen, Mühe gab, den Baron zu hassen, dennoch den Mann nicht hassen, dessen Ebenbild sie in ihrem Kinde liebte. — Ja, bei reiflichem Erwägen dessen, was der Baron in dem kleinen Wirthsstübchen gesprochen, und die Art, wie er sich benommen, und die Wahrheit, mit der er zu ihren Füßen geweint hatte, konnte man ihn eigentlich gar nicht hassenswürdig nennen.

Sie freute sich sogar ein wenig, daß er kommen und ihren

Sohn sehen würde. Die Dringlichkeit, mit der er Erlaubniß dazu gefordert, ließ vermuthen, er werde bald kommen. — Sie betrachtete zuweilen den prächtigen Brillantring, den er ihr gegeben. Den zweiten Tag ging sie, und den dritten noch öfter zum Juwelenkästchen, in dem er lag; den vierten steckte sie ihn sogar an den Finger, und trug ihn in ihrem eigenen Zimmer — denn wehe, wenn ihn die Tante an ihrer Hand bemerkt hätte.

Als nun aber acht Tage und zwei Wochen vergingen, und der Baron nichts von sich sehen und hören ließ, und die Tante jeden Morgen und jeden Abend wiederholte: „Siehst du, was seine zärtlichen Vaterkrokodillthränen zu bedeuten hatten? Zum Besten wollte er dich damit haben! Mich aber hintergeht er nicht!“ da ward auch sie voll Argwohns. Der Ring blieb wieder im Juwelenkästchen. Sie sah ihn seltener und wurde stiller und nachdenkender.

B e s u c h .

Wie gesagt, der Baron von Malzen hielt sich Wort: in der dritten Woche wollte er aber auch den Damen Wort halten. Er ritt mit seinem Jäger nach Nieder-Fahren.

Als er auf halbem Wege den Thurm der Kirche des Dorfes Altensteig sah, in welchem ihm Suschen angetraut war, schlug sein Herz unwillkürlich schneller. Als er vor dem Wirthshause war, stieg er ab, eigentlich um mit dem Wirth im Vorbeigehen noch etwas in Betreff eines Pferdehandels abzuthun; aber er trat doch gern in die Wirthsstube, und da sah er immer nach dem Winkel, wo sie gesessen und aus dem Pferdehandel wurde durchaus nichts. — Als er endlich in der Ferne über die grünen Wiesen her die weißen Herrschaftsgebäude von Nieder-Fahren leuchten sah im Sonnenglanze, mußte er schlechterdings langsam reiten, denn es fehlte

ihm — er wußte selbst nicht, ob an Athem, oder an Muth, oder sonst etwas.

Das Uebel wuchs, die Pulsschläge mehrten sich, je näher man den geschmackvollen Anlagen von Nieder-Fahren kam. Er hatte nur noch so viel Besinnung, sich über sich selbst zu verwundern, und leise vor sich hinzumurmeln: „Pompejus, nun glaube ich im Ernste, du bist verliebt und ohne Rettung verloren.“ Er dachte es und war es.

Der Herr Verwalter Säblein empfing ihn an der Thür. Lantchen begrüßte ihn mit eiskalten, doch höflichen Geberden im gewöhnlichen zierlich geordneten Wohnzimmer.

„Frau Obersteuerräthin,“ sagte er, „ich mache von der gütigen Erlaubniß Gebrauch, Ihnen und der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen, um meinen Sohn zu sehen.“

Lantchen schien einen Augenblick unentschlossen; dann sagte sie: „Die Baronin ist in ihren Zimmern mit ihrem Kinde. Ich bitte Sie, sich dahin zu bemühen. Mein Verwalter wird die Ehre haben, Ihnen den Weg zu zeigen und Sie anzumelden.“ Ihr Knir sagte ihm, daß er von ihrer Seite verabschiedet sei.

Suschen hatte ihn bei der Ankunft erblickt, und war vor Angst und Schrecken außer sich. Sie lief geschwind im Zimmer umher und wußte nicht, was sie suchen wollte. Indem ward er schon von der Kammerjungfer angekündigt, und trat herein.

„Frau Baronin,“ sagte er und ward blaß und roth, und sein Herz sagte: es ist umsonst! sie ist's! — „Frau Baronin, Ihre gütige Bewilligung hat mir Muth gegeben . . .“ Aber mehr konnte er nicht sagen, denn er hatte keine Besinnung behalten.

Suschen stammelte etwas in aller Verwirrung hin, was sie selbst nicht verstand und er zum Glück nicht hörte, denn seine Seele war nur Auge.

Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen.

Nun entschuldigte er sich, daß er nicht schon vor Tagen und Wochen gekommen. Ein stummes Verneinen des Kopfes war ihre ganze Antwort.

„Nein,“ sagte er lebhafter, „beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Betragen. Es war bei mir nicht Gleichgültigkeit, es war Todeskampf! Ich zitterte, Sie wieder zu sehen. Ich hoffte, mich zu überwinden. Aber — ich bin nun einmal unglücklich.“

„Der Anblick Ihres Kindes wird Sie erfreuen.“

„Ach, Theure, mich erfreuen! mich! der Anblick des Kindes, das Millionen Vorwürfe in mir weckt, des Kindes, das, statt uns zu verbinden, uns trennt! Denken Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, die Lage eines Verbrechers, der sein Leben darum gäbe, er könnte schuldlos vor Ihnen stehen.“

„Beruhigen Sie sich. Ich fürchte, Ihre Heftigkeit könnte den kleinen Engel von Ihnen zurückschrecken.“

Der Baron schwieg lange; aber seine Augen wichen nicht von der geliebten Gestalt. Indem brachte die Kammerjungfer den kleinen Pompejus, der mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hüpfte.

Der Baron ward todtenblaß, als er den blühenden, reizenden Knaben sah; und stumm und starr, wie ein Marmorbild, blieb er unbeweglich auf dem Stuhl.

Die Baronin bemerkte mit Schrecken sein Erblaffen. Sie fragte zitternd, ob ihm nicht wohl sei? — Er schüttelte langsam den Kopf und machte mit der Hand eine Bewegung, daß er nichts verlange. Endlich stand er auf, um sich dem Kinde zu nähern.

Die junge Mutter bog sich zu ihrem Liebling herab, und sprach: „Pompejus, gib diesem Herrn das Händchen, es ist dein Vater.“ Aber diese letzten Worte konnte sie nur undeutlich sprechen, denn sie weinte laut.

Der Baron kniete vor dem Kinde nieder, küßte erst das Händchen, welches es ihm gereicht hatte, und schloß dann den holden

Knaben in seine Arme. Des Barons Gesichtszüge blieben zwar unverändert; aber die hellen Thränen perlten über seine Wangen nieder.

„Du, Du?“ fragte mit verwunderndem Lächeln der Kleine, und faßte spielend nach dem glänzenden Uhrband des Barons. Dieser zog die kostbare Repetiruhr, gab sie dem Kinde, und sagte: „das ist dein!“ küßte das Kind noch einmal, und stand auf, indem er rief: „Da sehe ich mein verlornes Eden.“

Er stellte sich ans Fenster und starrte hinaus zum Himmel. Der kleine Pompejus sprang zu seiner Mutter, zeigte ihr die goldene Uhr, und sagte: „Mutter!“ — Aber Suschen antwortete nichts, sondern weinte nur heftiger.

Der Baron schwieg lange, von der Gewalt der widerspruchsvollsten Gefühle erschüttert. Endlich ging er langsam zur Baronin, stand vor ihr, als hätte er ein schweres Bekenntniß zu thun; sein Auge starr und thränenvoll; seine Lippen zuckend, als wolle er sie zur Rede öffnen, als schlosse sie der Schmerz; seine Brust in stürmischen Athemzügen fliegend. — Suschen hielt das Gesicht von ihm abgewandt, in ihr Tuch verhüllt, während ihre linke Hand an dem goldenen Lockengefräusel des Sohnes unwillkürlich tändelte.

„Weinen Sie nicht, Frau Baronin!“ sagte Herr von Malzen endlich: „Es ist nur an mir, zu weinen. Ich bin Mann; Thränen sind mir Fremdlinge seit den Kinderjahren; aber heute, vor Ihnen, schäme ich mich ihrer nicht. Ich beschwöre Sie, Theure, weinen Sie nicht. Jede Thräne ist eine neue Schuld für mich; jedes Schluchzen zerreißt mein Herz. Lassen Sie mich mein Elend nicht allzuschwer fühlen. Ich bin Verbrecher. Ich darf keine Ansprüche auf Ihre Achtung machen, denn ich verachte mich selbst. Ich wage es sogar nicht mehr, Ihre Verzeihung anzurufen; denn könnten Sie auch Engel genug sein: würde ich mir denn selbst verzeihen können? Würde ich den Jammer ungeschehen machen, den ich über

Ihre Jugend verbreitete? Würde ich die brennenden Thränen, die Sie meinethwillen vergießen mußten, ungeflossen machen! Nur eins — nur das Eine verweigern Sie mir nicht, o bei Ihrer himmlischen Güte, die Sie auch dem Bettler am Wege nicht verweigern, beschwöre ich Sie — lassen Sie mich hoffen, Ihres Mit-leids theilhaftig zu werden. Der Himmel trägt ja mit der Reue des Sünders Mitleiden."

Sie schwieg. Sie hörte kaum, was er sagte.

Da sank er auf das Knie vor ihr nieder, und rief: „Angebetetes Weib! — ach ich darf nicht sagen: mein Weib! Ich werde es, ich will es auch nie sagen. Aber verstoßen Sie mich nicht ganz. Erlauben Sie mir, daß ich zuweilen mich dieser Gegend — diesem Aufenthalt der Unschuld und Liebe nähern — daß ich unglücklicher Vater zuweilen meinen Pompejus, meinen Sohn — — o Gott! Aber —"

Die Stimme brach ihm. Er schloß bei den letzten Worten das Kind in seine Arme, und bedeckte es mit seinen Küssen.

„Herr Baron," erwiderte Suschen gefaßter, „ich sollte Ihnen die Erlaubniß nicht verweigern, Ihre Besuche bei diesem Kinde zu wiederholen, wenn es Ihnen so theuer ist, wie Sie sagen. Aber die Erlaubniß hängt von meiner Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses und dieser Güter ab, in der ich meine andere Mutter verehere. Belieben Sie sich also mit dem Gesuche an sie zu wenden. Ich habe nichts zu gestatten."

„Und wenn mir die Bitte gewährt würde von Ihrer andern Mutter — — Sie würden dann dieser Erlaubniß die Ihrige beifügen?"

„Ich habe nur meiner Mutter gehorchen gelernt."

Der Baron ergriff ihre Hand, küßte sie mit wilder Hefigkeit — dann seinen Sohn, sprang auf, nahm seinen Hut und entfernte sich, indem er seinen Dank stammelte für diese Stunde.

Es war sein Vorsatz, auf der Stelle die ersuchte Erlaubniß zu erflehen. Aber wie er die Treppe niederstieg, stieg die ernste Physiognomie Tantchens lebhaft in seinem Gedächtniß auf, und er zitterte vor abschlägiger Antwort. „Besser schriftlich als mündlich!“ dachte er; denn er fühlte, daß er in seiner gegenwärtigen Stimmung ohnehin ein schlechter Redner sein würde. So kam er an Tantchens Zimmerthür — noch einmal schwankte er, ob hinein, oder vorbei? Ehe er sich aber die Antwort gab, saß er schon auf dem Pferde, und jagte im Galopp davon.

Zweiter Prozeß. Briefwechsel.

Mit rothgeweinten Augen kam Suschen zu Tantchen Vosmarin. Die junge Baronin mußte nun haarklein berichten. Der kleine Pompejus sprang freudig mit der goldenen Uhr seines Vaters herbei. Tantchen schüttelte zu Allem den Kopf.

„Daß ihn,“ sagte sie, „der Anblick des Kindes rührte, nun das will ich wohl glauben, gutes Suschen. Er müßte ja von Holz und Marmor sein, wenn er den Engel da sähe, und nicht wie der Zöllner im Evangelium an seine Brust schlüge und spräche: Gott sei mir armen Sünder gnädig. — Daß er dem Kinde die goldene Uhr gab — nun, das war sehr natürlich. Daß er vor dir auf den Knien lag, beweiset noch nicht, daß er seine Schändlichkeit aufrichtig bereue. Denn, liebes Suschen, solchen Männern kommt das Knien so unwillkürlich an, wie den Weibern das Weinen. Ueberhaupt hätte ich gewünscht, du würdest ihn mit größerer Würde behandelt haben. Er verdiente nicht Zeuge deiner Thränen zu sein. Du mußttest dem Springinsfeld richterliche Hoheit und Strenge zeigen. Deine Majestät hätte ihn zerschmettert. Ich möchte nur an deiner Stelle gewesen sein. Du hättest mich sehen sollen! Uebrigens bleibt er, was er war, und wie sein hochseliger Vater:

ein stolzer Geck, ohne Lebensart. Es wäre wohl der Artigkeit gemäß gewesen, ehe er das Haus verließ, der Gebieterin desselben nachzufragen, und sich bei ihr zu beurlauben. Ich verlange nur die Beobachtung der allereinfachsten Höflichkeit. Das kam meinem Herrn Baron gar nicht in den Sinn. Kind, ich saß hier schon auf dem Sofa, vollständig und gefaßt, mit welchem Gesicht ich ihn aufnehmen und verabschieden wollte. Daraus ward nun nichts. Ich merke wohl, wo das hinaus führt. Er hat gesehen, du bist zu gut, zu weich. Ich wette, er legt es darauf an, um der Welt sagen zu können: ihr seht ja, ihr Leute, daß ich Recht hatte. Sie war's, die mich einst verführte; sie will mir noch jetzt nach. O Suschen, du kennst die Männerbosheit nicht! — darum will er Erlaubniß, dich öfter zu besuchen. Aber warum kam er nicht, und erbat die Erlaubniß von mir? Hier saß ich und erwartete ihn. Ich verstehe ihn schon. Sein böses Gewissen brannte. Er fürchtete meinen Scharfblick, der ihm schon durch manches Plänchen sah. Aus der Erlaubniß, Herr Baron, wird nun und in Ewigkeit nichts."

Suschen wollte zwar manche Bemerkungen Tantchens mildern, und schien gar nicht ungeneigt, Barmherzigkeit für Recht ergehen zu lassen; allein das war vergeblich. Tantchen Rosmarin, sonst die beste Frau von der Welt, eine Herzensmama, war gegen den Baron unversöhnlich, argwöhnisch, lieblos, und konnte den neuen Schmerz nicht vergessen, daß sie auf dem Sofa mit Hand, Fuß und Angesicht in Bereitschaft zum Empfang des erwähnten Springinsfeld gesessen war, und wieder aufstehen mußte, ohne ihre Hoheit gezeigt zu haben.

Folgenden Tages kam ein reitender Bote von Malzen, mit einem Schreiben des Barons an die Frau Obersteuerräthin Rosmarin. Er fing folgendermaßen an:

„Wäre ich gestern nicht allzusehr ein Raub der gewaltigsten

Gefühle gewesen, ich würde bei Ihnen, verehrungswürdige Frau, mündlich ersucht haben, was mir jetzt nur noch schriftlich zu thun vergönnt ist, nämlich, die gütige Gewährung, daß ich von Zeit zu Zeit meinen geliebten Sohn in Nieder-Fahren sehen und an ein Vaterherz drücken dürfe, das dieser Seligkeit kaum werth ist."

— Was? — dachte Tantchen: — und seine Grobheit zu entschuldigen, nicht einmal vor der Abreise zu mir gekommen zu sein — das fällt dem Herrn nur gar nicht ein? —

Damit war ihm der Stab gebrochen.

"Hochgeborner Herr Baron," hieß es in der schriftlichen Antwort, die im Rosmarinschen Staatsrath am andern Tage beschlossen worden war: „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, und nach den schmachvollen Jahren, die Sie unserm Hause gaben, wird Ew. Hochgeboren Billigkeit selbst ermessen, daß es uns zu viel zugemuthet wäre, ohne die peinlichsten Empfindungen den Urheber so vielen Unglücks in unserm Kreise zu sehen. Seien Sie übrigens überzeugt, daß das Kind, welches Sie, dem Reichthum Ihrer zärtlichen Vatergefühle unbeschadet, in Ihren Briefen aus Italien oftmals einen Bastard nannten, und in den leidigen Prozeßakten nennen ließen, eine Erziehung empfangen wird, die seines Standes würdig ist."

Die Antwort ging ab. Suschen hätte im Stillen wohl manche Verbesserung der Redaktion gewünscht — aber doch war ihr Tantchen zu lieb und ehrwürdig, um zu widersprechen. Und schon hatte sie die Erfahrung gemacht, daß Tantchen, sonst nachgiebig und leutselig in Allem, durch den mildesten Widerspruch zu Gunsten des Barons nur bitterer und böser gegen ihn ward. Schweigen galt also als Klugheit.

Unterdessen war der Scheidungsprozeß eingeleitet. Es ging damit vor dem Gericht in gewöhnlicher majestätischer Langsamkeit. Tantchen hatte gehofft, die Sache in vier Wochen abgethan zu

sehen; statt dessen bekam der Handel eine Aussicht zu vier Jahren. Denn sehr unerwartet erschien vom Herrn Advokat Kurzbein folgende Anzeige:

„Unsere Gegenpartei sucht neuerdings alle möglichen Chikanen hervor, uns, wo nicht zu besiegen, doch den Sieg zu erschweren. Ich habe die Ehre, Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin zu melden, daß der Sachwalter des Barons von Malzen im Namen seines Klienten rundweg gegen die Ehescheidung protestirt, ungeachtet dieselbe bekanntlichermassen in der Sentenz des letzten Prozesses nicht ganz undeutlich ausgesprochen zu sein schien. Aber diese neuen Kniffe sollen dem besagten Herrn Baron wenig helfen, und ich bitte Ew. Wohlgeboren, sich deshalb nicht ärgern zu wollen, eben weil ich in obbemeldter Protestation nichts anderes, als einen geßiffentlichen Versuch erkenne, Ew. Wohlgeborenen neuen Verdruß zuzufügen zu wollen.“

Als dieser Brief im Staatsrath verlesen ward, machte Tanten finstere Stirn; Herr Säblein nahm eine Priße zur Erweckung der Verstandeskräfte; der Herr Pfarrer schüttelte den Kopf, und schlug eine Fliege todt; Suschen ward feuerroth, und drehte sich um nach der schönen Wanduhr, zu sehen, wie spät es sei?

„Impertinent!“ rief die Tante, und warf den Brief hin: „Neue Bosheit! aber der Herr Baron irrt sich. Der erste Prozeß hat ihm die Geldkiste geleert; dieser soll ihm das Haus öde machen.“

Das Gespenst.

Niemandem kam die Geschichte wunderlicher vor, als der jungen Baronin. Sie ging in ihr Zimmer, und als sie am großen Spiegel vorbeikam — sonst schielte sie wohl gerne seitwärts im Vorbeigehen hinein — schlug sie die Augen nieder, um sich nicht sehen zu müssen. Sie that das Fenster auf, frische Luft zu genießen, oder

die schöne Gegend im Abendsonnenschein zu bewundern. Aber die schönste Gegend war auf der Seite, wo Malzen lag; und man konnte nicht nach der Gegend von Malzen sehen, ohne an den Herrn von Malzen zu denken, an den man ohnedem nur zu viel dachte.

„Er will sich also nicht von mir trennen lassen!“ dachte sie, und legte sich ins Fenster, ohne an schöne Natur und freie Luft zu denken: „Er betrachtet sich also wirklich als meinen Mann.“ Eine Schamröthe färbte bei dem „als meinen Mann,“ ihre Rosentwangen höher. Der Ausdruck war ihr noch nie in den Sinn gestiegen, weil sie sich noch nie als die Frau des Barons angesehen hatte. Es lag für sie darin so viel wundersam Vertrauliches, daß sie mit den Worten „mein Mann“ nicht fertig werden konnte, und Tantchens Zorn und Kurzbeins Prozeß darüber vergaß.

„Freilich darf ich, kann ich ihm nicht wohl verzeihen, ob es gleich sein mag, daß er mich, ehe er mich kannte, nur verkannt hat!“ dachte Suschen weiter: „Aber es ist doch wahr, das Geschehene ist geschehen, und wieder gut gemacht, obschon wider seinen Willen; doch war's nur wider seinen Willen, so lange er mich nicht kannte. Nun will er sich nicht von mir scheiden lassen — lieber Himmel, was soll denn das geben, wenn er darauf besteht? Ich kann doch unmöglich seine Frau werden, ob ich gleich seine Frau bin. Die Sache ist sonderbar. Und wenn er den Prozeß gegen Tantchen Rosmarin gewänne: ich wäre nur neugierig, was daraus entstehen würde? Der arme Malzen! er dauert mich doch vom Grund der Seele. Böse ist sein Gemüth gewiß nicht. Aber ich kann ihm nicht helfen. Indessen muß ich ihn schon, so lange der Prozeß dauert, als meinen Mann betrachten.“

Das Wörtchen „Mann“ hatte für sie so viel Behagliches, daß sie es öfter wiederholte, als nöthig war, und sie sich beinahe selbst wie eine junge Frau vorkam. Sie legte die goldene Uhr ihres „Mannes“ zu dem Ring, welchen sie von ihrem „Manne“ bekom-

men hatte; und wenn sie Abends zu Bett ging, und alle Ringe von ihren Fingern ablegte, steckte sie doch den Ring ihres „Mannes“ an, und behielt ihn über Nacht an der Hand. Auch in das leise Abendgebet schloß sie ihren „Mann“ ein, denn man muß ja auch für seine Feinde beten, geschweige für einen „Mann.“ Auch betrachtete sie nie den Ehescheidungsprozeß als den ihrigen, sondern wie die Angelegenheit der Tante, und es kam ihr dabei vor, als wollte sich nur die Tante vom Baron scheiden lassen.

Sie liebte die Einsamkeit immer mehr, denn da hörte sie nichts vom Prozeß, sondern konnte sich mit dem kleinen Pompejus beschäftigen; und in Gedanken auch ungestört mit ihrem „Mann.“ Oft lag sie träumend bis zur späten Dämmerung im Fenster, und überließ sich wohlthuenden Phantasien.

An den Flügel des herrschaftlichen Gebäudes, welchen sie bewohnte, stieß ein Park von hohen, hundertjährigen Buchen und Birken. Und wenn sie Abends im Fenster lag, in den Park hinab sah, wandelte gewöhnlich eine Gestalt zwischen den Bäumen auf und ab, und verschwand. Sie konnte in der Dämmerung freilich die Gestalt nicht recht erkennen, aber doch fing ihr Herz an zu pochen, so oft sie jeden Abend, fast um die gleiche Stunde, die gleiche Gestalt erblickte. Es konnte wohl ein Gespenst sein, vielleicht auch ein Abgeordneter ihres „Mannes“, der ihr etwa einen Brief bringen sollte, und nicht den Muth hatte, ins Haus zu kommen.

A u f f l ä r u n g.

Suschen war zwar ein wenig furchtsam, aber auch ein wenig neugierig. Zudem hatte sie so viel Aufklärung, es allenfalls mit einem Gespenst aufzunehmen, weil man wohl weiß, daß die Gespenster zuletzt alle doch Fleisch und Blut haben, wie unsereins.

Sie beschloß also, Untersuchungen über die Erscheinungen im Park anzustellen, und ging — sobald Pompejus mit Sonnenuntergang im Bettchen lag — in den Park.

Raum hatte sie zwanzig oder dreißig Schritte in das heitere Wäldchen hineingethan, so erschien zu ihrem größten Schrecken das Gespenst, zog den Hut ehrerbietig ab, und pries sich glücklich, sie allein zu finden.

Suschen, auf solche Gespensterhöflichkeit nicht vorbereitet, zitterte an allen Gliedern, und wünschte sich weit weg, wenigstens bis zu Tante Rosmarin aufs Sofa. Das war aber nun zu spät.

„Die Frau Oberstienerräthin hat mir den Eintritt in ihr Haus versagt. Ich verarge der schwer beleidigten Frau diese Strenge nicht. Ich habe sie verdient. Aber zürnen Sie nicht, wenn ich mir wenigstens erlaube, in Ihrer Nähe zu athmen — es ist das Einzige, was mir jetzt wohlthut. Ich habe doch Hoffnung, vielleicht Sie, Frau Baronin, wenn auch nur in der Ferne zu sehen, oder mein Kind zu sehen. Rauben Sie mir nur diesen kleinen Genuß nicht. Ich verspreche dagegen, daß ich, wider Ihren Willen, Sie niemals wieder anreden werde. Wenn Sie wüßten, wie viel ich leide — Sie würden mir gewiß verzeihen.“

„Herr Baron,“ stammelte Suschen, „nach der ausdrücklichen Erklärung meiner Tante . . .“

„Es sei. Ich gehorche. Ich schweige. Ich will elend sein. Aber, gnädige Frau, nur für ein einziges Wort noch gönnen Sie mir Gehör. Ich muß mich bei Ihnen wegen meines Verfahrens in dem neuen Prozeß entschuldigen — rechtfertigen. — Frau Baronin, Sie fordern die Scheidung; und auf Gefahr Ihres Hasses hin — ich kann nicht einwilligen. Bei Gott im Himmel, ich kann nicht. Keine Macht der Welt soll mich von dem Kleinode trennen, was mir, unbewußt was ich empfing, durch seltsame Verkettung von Ereignissen zu Theil ward.“

„Herr Baron, Sie sehen meine Verlegenheit. Erklärungen dieser Art wünschte ich am wenigsten mündlich von Ihnen zu vernehmen. Ueberlassen Sie die Sache den Advokaten und Richtern. Ich habe Ihnen nichts zu antworten.“

„Aber sagen mußte ich's Ihnen, gnädige Frau. Entscheide nun das Schicksal über mich, wie es wolle, beharren Sie auf dem Prozeß, und geht er für mich verloren, so geht mein Leben mit verloren. Ich willige in keine Scheidung. Ich werde tausendmal leichter sterben, als das entseßliche Ja zur Trennung sprechen. Hassen Sie mich, aber ich bete Sie an; würdigen Sie mich in diesem Leben keines Blickes, keines Gedankens mehr, aber ich bete Sie an. Ich denke doch, meine Gemahlin ward mir vor Gottes Altar gegeben; und ich bin in meinen Täuschungen so selig, wie ein Wahnsinniger.“

„Ich muß Sie dringend bitten, Herr Baron . . .“

„Nun bin ich ruhig, gnädige Frau, denn ich habe mich ausgesprochen. Sie wissen es nun, daß ich Sie liebe. — Ich werde Sie verlassen, aber ich werde Sie lieben; ich werde Ihnen gehorchen, ich werde Ihnen meinen Anblick verbergen, aber ich werde Sie aus der Ferne belauschen, und Sie lieben. — Ach, und wenn Sie mir Alles versagen — dann gewähren Sie dem Vater die einzige Wollust nur, daß er zuweilen seinen Sohn sehen dürfe. Ich wage es nicht, gerichtlich zu fordern, aber ich wage es von Ihrer Menschlichkeit zu verlangen.“

In diesem Tone sprach er noch lange, und das schüchterne Suschen war menschlich genug, ihn anzuhören, und ihm sogar zu versprechen, daß er seinen Sohn zuweilen sehen solle.

„Zuweilen!“ rief der Baron mit schmerzlicher Heftigkeit und nassen Augen: „Ach, doch zuweilen, der Vater darf sein Kind zuweilen sehen! Auch dies Almosen nehme ich dankbar von Ihrer Güte. — Zuweilen! — Wenn mich aber mein Sohn so selten sieht,

werde ich nicht immer wie ein Fremdling vor ihm stehen? Ach, gnädige Frau, eine Bitte — ich habe hier beide Taschen voll Zuckerwerk und Spielfram, bleierne Armeen und Seeschiffe, Kugeln und ein Bilderbuch — ich habe es für Pompejus mitgebracht. Ich bitte Sie, gnädige Frau, geben Sie dies meinem Kinde — sagen Sie ihm, es komme von seinem Vater.“

Indem er seine Taschen hastig leerte, und Suschens Strickkorb füllte, hätte der gute Baron vor Freuden jauchzen und Suschen ihm mit lauter Stimme verzeihen mögen. Aber Beide verhüllten sich gegen einander in die Maske des Wohlstandigen, und behielten einen Ton bei, der seltsam mit dem Schrei der Natur in ihrer Brust kontrastirte.

Der Baron griff noch schnell in die Taschen, und zog in Papier gewickelt sein Bildniß auf Elfenbein gemalt hervor, umgeben von einem goldenen Reif, mit kleinen Perlen besetzt. „Und damit mein Sohn meine Gesichtszüge nicht verlerne, geben Sie ihm auch dies Bild. Lassen Sie es ihm zu seinem Spielzeug thun. Sagen Sie ihm oft: Das ist das Bild deines Vaters, der dich so lieb hat. Ach, wenn er mich nur zuweilen sieht, wird er mich nicht lieben lernen. Ich bitte Sie, geben Sie es ihm.“ — Es lag schon bei andern Dingen im Strickkorb.

So war eine Stunde wie auf der Flucht verplaudert; Jedes hätte einen Eid darauf gethan, es sei eine Sekunde gewesen.

„Und wann, gnädige Frau, wann darf ich Pompejus sehen?“ fragte er beim Abschiede.

„Herr Baron, ich muß die Achtung gegen meine Tante beobachten, welche ich ihr schuldig bin. In jedem Fall sollen Sie von Tag und Stunde benachrichtigt werden.“

So schied man auseinander. Der Baron eilte zu seinem Jäger, am Ende des Parks, schwang sich aufs Roß und jagte den gewohnten Weg nach seinem Schlosse zurück. Suschen trug den Spiel-

fram auf ihr Zimmer, verschloß ihn sorgfältig; und beim Nachtessen saß sie träumend still, und ließ die Forellen kalt werden, so dringend auch Herr Säblein und Tantchen Rosmarin zum Essen mahnten.

Neue Chikanen.

Tantchen Rosmarin war fortan guten Muthes, weil von Zeit zu Zeit hoffnungsvolle Berichte des Herrn Kurzbein einliefen. Nur fand sie Suschens Gleichgültigkeit gegen den Prozeß sehr sonderbar. „Es ist ja nicht mein Prozeß, sondern der deinige!“ sagte sie wohl zehnmal des Tages. Und es machte ihr Galle, wenn die gutmüthige Nichte sogar wagte, mitunter ein Wörtchen zu sagen, das man als ein mildes Urtheil zu Gunsten des Barons hätte auslegen können.

Aber in Suschens Brust stand es jetzt ganz anders, als sonst. Die bewußte Gespenstererscheinung hatte eine ganz eigene Wirkung auf sie gehabt; und der durchdringende zärtliche Ton, mit dem man im Wäldchen das ewige „Aber ich bete Sie an“ gesagt hatte, konnte durchaus nicht vergessen werden. Der Ring kam nun keine Nacht vom Finger, und die Mutter spielte mit dem Bildnisse des Barons weit mehr, als der Sohn, dem es gehören sollte. Ueberhaupt hätte der Herr Gemahl seiner Gemahlin kein gefährlicheres Geschenk machen können, als dies verführerische Porträt, denn es war auch gar zu sprechend ähnlich, und man konnte nicht leicht wieder davon kommen, wenn man es einmal in Händen hatte.

Freilich Tantchen Rosmarin ahnete von dem Unfug nichts, der durch den Baron gestiftet worden war, und sie ließ sich nicht beifallen, daß Suschen kleine freundschaftliche Unterredungen mit dem Bilde des gleichen Mannes hielt, gegen welchen Herr Kurzbein auf Tod und Leben zu sechten hatte. Sie würde darin die Chikanen-

vollste aller Schikanen entdeckt haben, die jemals einem Gegner im Prozesse gemacht worden.

Daß der Herr Baron zu solchen raffinirten Gegenstreichen viel Talent besaß, erhellt aus folgendem Umstand, der selbst das Genie des berühmten Advokaten Kurzbein in nicht geringe Verlegenheit stürzte.

„Ich muß Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, eine der sonderbarsten Geschichten melden, die mir jemals in meiner Praxis vorgekommen ist!“ schrieb er. „Dieweil ich, nicht ohne gute Hoffnung in unserer Sache zu reussiren, fortschreite, wird mir bekannt gemacht, daß der Herr Baron von Malzen durch einen förmlichen Akt seine Gemahlin, die hochgeborne Frau Baronin von Malzen, und im Fall deren frühern Abscheidens, den jungen Herrn Baron Pompejus von Malzen, welchen er als seinen rechtmäßigen und erbfähigen Sohn erkennt, zu Universalerben aller seiner Güter und Besitzungen macht, und sie eben sobald gänzlich abtritt, als im vorwaltenden Ehescheidungsprozeß die Trennung seiner Ehe gerichtlich ausgesprochen werden sollte. Obwohl nun besagter seltsamer und mir unbegreiflicher Akt im Gang des Scheidungsprocesses keine wesentliche Störung verursachen kann, scheint doch der Herr Baron den gefährlichen Kunstgriff anzuwenden, um die öffentliche Meinung gegen die hochgeborne Frau Baronin zu richten. Ich bitte mir in dieser Rücksicht Verhaltungsbefehle aus. Und da jener Akt gewissermaßen als eine *donatio inter vivos* zu betrachten ist, hängt es noch davon ab, ob die Beschenkten geneigt sind, die Schenkung zu acceptiren, falls die Ehescheidung vor sich geht und vom Tribunal erkannt wird.“

„Das begreife ich nicht. Mir schwindelt der Kopf!“ sagte Lantchen Rosmarin nach Verlesung dieses Briefes in ihrem geheimen Staatsrath.

„Mir gar nicht!“ sagte der Herr Pfarrer, „ich würde die Schenkung annehmen. So etwas schlägt man nicht gern aus.“

„Ich bin ganz gehorsamst der Meinung des Herrn Pfarrers!“ setzte der Herr Verwalter Säblein hinzu.

„Und was meinst du, Suschen?“ fragte die Tante: „denn ich glaube, der Herr Baron ist ein Narr, oder dahinter steckt gottlose List, womit er uns in eine Falle locken will. Denn wie könnte es ihm beikommen, wenn er von dir geschieden wird, sich aller seiner Güter und Besitzungen zu entschlagen?“

Suschen dachte an des Barons Worte im Walde, und ihre Augen wurden naß. Sie erkannte, in diesem raschen Entschluß, des Barons reine Liebe, und daß er ohne Suschen das Leben verachte. Dies erhob auch ihr Gefühl, und sie hatte die Vergessenheit, oder den Muth, der Tante zu sagen: „Mein Mann denkt sehr edel, bei Gott, höchst edel! Ich will ihn nicht berauben; man sollte lieber den Scheidungsprozeß niederschlagen. Mein Mann verdient Achtung.“

Tantchen war bei diesen Worten wie aus den Wolken gefallen. Sie sah den Herrn Pfarrer und Verwalter mit verwunderungsvollen Augen, dann Suschen an, und sagte, nachdem sie sich erholt hatte: „Dein Mann? was dein Mann? höchst edel? Prozeß niederschlagen? Du bist ein wahres Kind, Suschen.“

Der Herr Pfarrer, welcher trotz seiner irdischen Kurzsichtigkeit einen Blick des Geistes in Suschens Herz gesenkt haben mochte, lächelte und sprach: „Du hast Recht, Schwester, ein Kind mag Suschen sein, aber es ist ein Kind von tausend Wochen.“

„Trifft genau ein!“ sagte der Herr Verwalter: „tausend Wochen machen neunzehn Jahr zwölf Wochen.“

Die Verlobung.

In der That hatte es der Herr Pfarrer besser getroffen, als er selbst glaubte.

Suschen erwiederte zwar nichts mehr, widersezte sich auch der Sentenz des Staatsraths nicht, daß die Frau Baronin an den Malzenschen Gütern keinen andern Theil verlangen, noch annehmen werde, als welchen die Gesetze ihr oder ihrem Sohn zusprechen würden; nannte auch aus Ehrfurcht gegen die gute Tante den Baron nicht mehr ihren Mann; sprach auch aus gewohntem Gehorsam nicht mehr von Niederschlagung des Ehescheidungsprozesses: aber dafür kniete sie in der Einsamkeit ihres Zimmers vor dem kleinen Pompejus nieder, zeigte ihm des Barons Bild und sagte mit zärtlicher Wärme: „Sieh, dies ist dein lieber, lieber Vater. Ist er dir auch recht lieb?“ — Dafür machte sie auch eine Schnur durch den Ring des Perlenrahmens, und hing das Bild auf ihre Brust, und hatte es recht gern, wenn der kleine Pompejus nach dem Bilde fragte, das ihm gehörte. Sie nannte den Baron in der Stille oft „ihren Mann,“ und als die Tante den folgenden Sonntag nach Waiblingen zum Besuch fuhr, schrieb Suschen dem Baron: „Am Sonntag Abend werden Sie Ihren Sohn im Park finden.“ Und richtig bekam sie am Sonntag Morgen so heftiges Kopfweh, daß sie unmöglich die Tante nach Waiblingen begleiten konnte.

Der Baron war eben so richtig mit Sonnenuntergang im einsamen Park, und Suschen ging zitternd um die Dämmerungstunde, den kleinen Pompejus an der Hand, zum vertrauten Wäldchen. Man fand sich; man begrüßte sich; der Baron nahm mit heftiger Bewegung sein Kind auf den Arm, überhäufte es mit Liebkosungen, und gab ihm die zärtlichsten Namen; leerte dann wieder die mit Spielzeug gefüllten Taschen auf eine hölzerne Bank aus, welche mitten im Park die älteste Buche des Lusthains umschloß.

Suschen setzte sich auf die Bank und half dem Kinde die schönen Sachen ordnen. Der Baron stand mit dem Schweigen stillen Entzückens vor der jungen Mutter und ihrem Kind.

Endlich erhob diese die Augen zu ihm und sagte: „Herr Baron, Sie haben, wie ich erfahre, auch mir eine Schenkung zugebach von größerer Art. Indem ich Ihrer Güte danke, muß ich Sie doch bitten, davon abzustehen. Ich kann ein solches Geschenk auf keine Weise annehmen, wie Ihnen dies Ihr eigenes Bartgefühl sagen wird.“

Der Baron schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile, dann sagte er, aber ohne aufzublicken: „Was Sie heute ausschlagen, wird Ihnen, wie auch der Prozeß ende, in jedem Fall mit Recht zufallen. Was soll mir mein Gut oder mein Leben? — Sie verachten mich — ich habe es verdient. Sie beharren auf Scheidung, das heißt, Sie beharren auf meinem Untergang. Es möge sein!“

„Nein, Herr Baron,“ sagte Suschen, „Ihren Untergang kann ich nicht wollen.“

„Könnten Sie mir jemals mein Verbrechen verzeihen?“ rief er lebhaft, und warf einen unsichern Blick der Hoffnung auf sie, und wagte nicht mehr zu athmen, um ihre Antwort zu vernehmen.

Suschen gedachte der Tante, und war mit ihrem Gehorsam, wie mit ihrem Herzen in Verlegenheit. Ehe sie noch antworten konnte, sprang der kleine Pompejus zu ihr auf, und rief, indem er seinen Spielkram fahren ließ: „Nun lege auch das Bild vom Vater zu den schönen Sachen! gelt Mama?“ Und dabei zog ihr der Kleine, ohne Umstände, an der Schnur das Bild des Barons aus dem Busen.

Die junge Baronin verging vor Scham. „Was machst du auch, Unartiger?“ stammelte sie. Aber der Unartige hielt seine Beute fest, und ruhte nicht; sie mußte ihm das Bild geben, das er nun zwischen seinen bleiernen Kanonen und Husaren aufstellte.

Eine selige Ahnung durchflog den Baron beim Anblick seines Bildes, wie es aus dem Heiligthum hervorstieg. Er sank vor Sus-

chen nieder, drückte ihre Hand an seine glühenden Lippen, und sagte: „O Gott, ich bin begnadigt!“

In ihrer Verwirrung konnte die Baronin kein Wort erwiedern. Der Verrath war geschehen. Sie wußte nicht, wie ihr ward; aber die Natur forderte ihr heiliges Recht, die Liebe den Sieg. Ihre Hand antwortete unwillkürlich dem Druck der seinigen. Und er erhob das Haupt, als wollte er in Suschens Blick die Lösung seiner Zweifel suchen. Da faltete er stumm die Hände, wie ein Betender; aus seinen Mienen strahlte Begeisterung. Aber auch schön, wie eine Heilige, voller Demuth und Würde, Liebe und Trauer, saß Suschen vor ihm; die hölzerne Bank war herrlicher als ein Thron geworden, und die spielenden Zweige der hohen Buchen im Abendsonnenpurpur über ihrem Haupt webten einen grünen Baldachin, wie kein irdischer Künstler für seinen Fürsten aus Gold und Seide webt.

„Sie haben mir vergeben?“ fragte er mit zweifelnder, sehr leiser Stimme, als fürchtete er, ein fremdes Ohr könne ihn belauschen — doch hörte ihn Niemand, als Suschen, denn selbst der kleine Pompejus war nicht mehr da, sondern dressirte sein Steckenpferd im Galopp durch den Park.

„Ich glaube an Ihr Herz!“ sagte Suschen eben so leise. Da ergriff er ihre Hände, drückte sie an seine hochschlagende Brust, und rief: O glauben Sie! glauben Sie ewig! Und daß dies Herz Sie liebt, mit unaussprechlicher Liebe, bis es brechen wird, glauben Sie! — „O ewig!“ sagte er, und schlang beide Arme um sie, und drückte die Zitternde an das Herz, von dem er sprach. Von Empfindungen aufgelöst, die sie nie gekannt hatte, sank sie an ihn hin. Nun gab es keinen Park, keine Erde, keinen Himmel mehr. Seinen Küßten begegneten die vergeltenden Lippen der Gattin; seinen Gelübden treuer Liebe die ihrigen.

Wer weiß, wie lange die Entzückten im Ekstase Schwüre und

Seelen getauscht und immer wieder getauscht hätten, wäre Pompejus der Kleine nicht von seiner Galopade jauchzend zurückgekommen. Da nahmen Beide zugleich den hübschen Buben in die Arme, küßten ihm die rothen Wangen noch röther, während er, wie ein Amor, mit schelmischunschuldigem Lächeln Beider Nacken mit seinen kleinen Armen umsing, und die Lippen beider Beglückten zum Kusse zusammenführte.

Aber es ward dunkel. Man mußte scheiden. Die Abschiedsfeierlichkeiten nahmen jedoch wieder beinahe eine halbe Stunde Zeit hinweg. Denn man ging Arm in Arm den finstern Park auf und ab, und wiederholte sich die schon oft gesagten zärtlichen Zusicherungen, als wenn man das Gedächtniß verloren hätte. Auch wurden Abreden genommen, an welchen Tagen und Stunden man sich im Park sehen, oder wie man bei schlechtem Wetter Bediente schicken könne, auch treuen Briefwechsel zu führen. Ein hohler Baum, der dem Forstmann ein Gräuel ist, hat von Liebenden schon oft den Segen empfangen. Er ward auch Suschen und dem Baron ein Heiligthum, und zum Verwahrungsort der Zeilen bestimmt, die sie sich einander zu schreiben gedachten.

B e d e n k l i c h e F o l g e n .

Daß nun in der That viel geschrieben, verwahrt und abgeholt ward; daß man sich wöchentlich auch regelmäßig im Park einige Mal sah, versteht sich von selbst. Daß man wegen des herannahenden Winters in Sorgen war, wo man auf abendlichen Lustgängen bei aller Gluth der Herzen doch Hände, Ohren und Füße zu erfrieren Gefahr gelaufen hätte, läßt sich denken. Daß man auch von Niederschlagung des unseligen Processes sprach, der zwei Leutchen trennen sollte, die, ohne einander, das Leben keiner Handvoll Erde werth achteten; daß man über den Eigensinn der Tante

Rosmarin klagte, einerseits sie nicht durch unbeliebige Schritte kränken wollte, anderseits sie durch den Spruch des Tribunals ins rechte Geleis zurückzuführen hoffte, war fast unvermeidlich. Beide Theile erwarteten also den glücklichen Ausgang des Scheidungsprozesses, und darauf die lieblichsten „Und so weiter.“

Hingegen war's auch eben so natürlich, daß Tantchen Rosmarin allerlei Ungerades witterte, wenn sie entweder Suschen bald im Entzücken schwimmen, bald still und weinerlich in sich versunken sah, oder wohl gar zuweilen hören mußte, wie Suschen auf die Gefahr hin, ein „großes Kind“ genannt zu werden, von „ihrem Manne“ sprach, und das immer mit einem sonderbaren Nachdruck in Stimme und Geberde; wie sie sogar manchmal eine Fürsprecherin zu werden wagte, doch nur ganz leise, gleichsam als sollte Tantchen Rosmarin erst nach und nach an die ungewohnten und unbeliebten Töne gewöhnt werden; oder wenn Tantchen fast alle Abend vernahm, wie Suschen im Park sei, und wenn sie selbst, trotz aller Furcht vor Rheumatismen, ihr dann und wann nachschlich, doch Suschen nur allein fand.

Tantchen schüttelte den Kopf, und sagte zu ihrem Bruder: „Ich glaube, Herr Pfarrer, unsere kleine Baronin ist verliebt.“ — Sie hatte es getroffen, aber an den Baron dachte die scharfsinnige Tante durchaus nicht: „Wir müssen das wunderliche, geheimnißvolle Kind doch beobachten; denn mit der Sache will sie nicht heraus. Das ist nun ein delikates Unterfangen; denn ich selbst bin etwas zu schwerfällig, um der leichten Springerin alle Tage, die Gott werden läßt, im Park nachzujagen. Und du begreifst, Herr Pfarrer, Domestiken mit solchem Auftrage zu beschäftigen, wäre gegen alle Würde und Ordnung. Und doch muß sie im Park beobachtet werden — denn dieser häufige Besuch desselben seit vierzehn Tagen muß gute Gründe haben.“

„Laß mich machen, Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer: „Laß

mich nur machen. Ich will den Park hüten, wie ein Forstläufer. Das muß heraus. Keiner schickt sich besser dazu, als ich."

Des Pfarrers Abenteuer zu Wasser und zu Land.

Die Pläne wurden mit aller Feinheit entworfen. Man nahm gegen Suschen unbefangene Miene an, und gleich den folgenden Tag um Sonnenuntergang machte sich der Herr Pfarrer auf zum Spähen.

Er traf es in der That sehr glücklich, denn der Baron war wirklich den Tag im Park. Er traf es noch glücklicher, denn er ging von derjenigen Seite in den Park, wo derselbe an einen langen Hochwald stieß, und von woher der Herr Baron einzufehren pflegte. Gewöhnlich stieg er da vom Pferde und gab es seinem Jäger zu hüten.

Der Jäger, vermuthlich aus langer Weile, hatte diesmal das Pferd des Barons mit dem Zügel an einen jungen Birkenbaum gebunden, und war andern Geschäften nachgezogen. Der Herr Pfarrer betrachtete das schön gesattelte, prächtige Roß lange von allen Seiten, nickte freundlich mit dem Kopf, band es los, und dachte: „Ich führe es heim in unsern Stall; der Eigenthümer wird sich schon melden, und dann ergibt sich das Uebrige. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Einfall ist pffiffig!"

Nur ein Umstand war widrig. Das Roß schien mit seinem Herrn in geheimem Einverständniß zu leben. Denn schlechterdings wollte es sich nicht am Zügel vorwärts ziehen lassen; da half kein Streicheln und Schmeicheln, kein Zupfen, kein Rupsen, es stellte die Vorderfüße vor und zog mit dem Kopf rückwärts.

„Freundchen," sagte der Herr Pfarrer, „du bist zuletzt doch nur eine Bestie und hast hinter den Ohren keine Augen. Ich wette, du gehst gutwillig!" Sprach's, warf dem Pferde den Zaum über, und kletterte auf des edeln Thieres Rücken, das geduldig alles mit sich machen ließ. Zwar seit dreißig Jahren hatte der gute

Pfarrer nie ein Roß bestiegen — das heißt, seit den Universitätsjahren —, auch waren des Herrn Pfarrers Beine wohl um zwei Zoll zu kurz für die Steigbügel; allein es galt ja nur einen Ritt von wenigen Minuten, und man mußte doch dem Tantchen Rosmarin zeigen, daß man, bei aller Theologie, den ritterlichen Künsten keineswegs fremd geworden sei. Zudem war hier Gefahr im Zögern.

Er stieß also dem Pferde die Schuhe in die Seite, und dieses, über solche Mißhandlung erschrocken, tanzte sogleich den Waldweg hin, über den Feldweg zur Landstraße nach gewohnter Weise, weil es seit mehreren Wochen mit dem Baron keine andere Wege gemacht hatte. Der Pfarrer, in Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren, schlug aus billiger Vorsicht anfangs die Finger in die Kammhaare seines Pegasus. Da er sich aber plötzlich auf die Landstraße versetzt sah, statt unter Tantchens Fenster, versuchte er des Zaumes mächtig zu werden. Ueber dieser Arbeit verlor er um ein Haar beide Steigbügel. Indem er sich derselben wieder versicherte, ließ er dem Zügel Ruhe. Diese abwechselnden Versuche trieb er eine ganze Weile, und zwischenein ermahnte er das feurige Roß mit mancherlei Rosen zum Stillstand. Doch vergebens. Ja, als er in der Verzweiflung den Zügel plötzlich an sich riß, während er mit den Beinen die Rippen des Pferdes fest umklammerte, fing dieses zu seinem großen Entsetzen an, auf den Hinterfüßen umherzugehen, wie ein Mensch, und Kunststücke zu machen, an denen dem Herrn Pfarrer durchaus in diesem Augenblick nichts gelegen war.

Da überließ er sich seinem Schicksal und dem Roße, an das er mit Händen und Füßen festgeflettert hing, und welches nun im Galopp davon jagte, daß ihm Hören und Sehen verging. „Aus tiefster Noth schrei' ich zu dir!“ seufzte er: „Das ist der eingefleischte Satan! Hätte ich den Drachen stehen lassen, wo er war, o wie wohl wäre mir!“

Indem ereignete es sich, daß der Weg durch ein Gatter versperrt war von den Bauern, dem weidenden Vieh zu Ehren.

„Te Deum laudamus!“ rief der Herr Pfarrer: „hier muß also doch Halt gemacht werden.“ Allein das Roß flog wie geflügelt mit einem Satz darüber hinweg, daß dem Reiter die Haare zu Berge standen, und sein Hut nebst der Perrücke im gerechten Entsetzen entflohen. „Ihr habt noch schlechter reiten gelernt, als ich; wenigstens sitze ich noch fest!“ sagte der gute Geistliche mit christlicher Gelassenheit zu den Abgefallenen, und sah sich nur nicht nach ihnen um.

„Wohin denn, in Gottes Namen, wo will die Bestie hin? Geht's so noch zweimal vierundzwanzig Stunden fort, habe ich den Ritt um die ganze Erdfugel vollbracht, und komme ich wieder auf der andern Seite bei Niederfahren zum Vorschein.“ Indem er dies dachte, ging der Flug gegen eine Brücke. Der Pfarrer, in Besorgniß, das Pferd möchte in blinder Wuth die Brücke verfehlen und in den Fluß mit ihm springen, zupfte mit den Fingern den Zügel seitwärts nach der Brücke. Aber er zupfte zu lange; das seltsame Thier ließ die Brücke daher rechts liegen und ging ins Wasser. Den Pfarrer wandelte beinahe eine Ohnmacht an, als er sich zwischen Himmel und Wasser sah, und die Wellen durch die schwarzseidenen Strümpfe, bald darauf durch die sammtnen Beinkleider eindringen fühlte, bis sie seine Hüfte umspülten.

Das Pferd, ein vortrefflicher Schwimmer, erreichte inzwischen glücklich das andere Ufer, fand die Landstraße wieder, und setzte im Trab die Reise eilfertig fort, bis zum Schlosse Malzen, wo es mit dem Pfarrer freudig in den offenen Pferdestall hineinschoß, und vor der geliebten Krippe mit dem Reiter still hielt.

Die Knechte im Schloßhof, welche dem Reiter zum Stall nachgelaufen waren, halfen ihm vom Rücken des Gauls, und

fragten besorgt, wie er zum Pferde des Herrn Barons gekommen sei?

Saulus wird zum Paulus.

Eine unnennbar anmuthige Empfindung bemächtigte sich des vielgeprüften Geistlichen, als er wieder festes Land unter seinen Sohlen fühlte. Zwar entperrückt und entthutet, und die untere Hälfte des Leibes von Wasser triefend, fern von der Heimath, die späte Nacht vor sich, und auf Grund und Boden des Erbfeindes von Nieder-Fahren — das waren allerdings Umstände, die keineswegs erfreulich genannt werden konnten; allein das Leben war doch einstweilen gerettet.

Während die Knechte noch den athemlosen Herrn mit ihren Fragen bestürmten, erschien des Barons Verwalter und nöthigte ihn gast- und menschenfreundlich ins Schloß. Und da man ihm auf sein Bitten versprach, einen Wagen zu schaffen, der ihn nach Nieder-Fahren zurückbringen sollte, ließ er sich's gefallen, einzukehren bis zur Rückreise. — Inzwischen verflossen fast zwei Stunden; es erschien kein Wagen, und der Pfarrer fing an Verdacht zu schöpfen, man handle ihn als Gefangenen, wegen der Entführung des Pferdes, wiewohl er vielfmals versichert hatte, das Pferd habe ihn entführt, da er es aus Muthwillen bestiegen. Nach langer Ueberlegung beschloß er, die Flucht zu nehmen. Er stand auf, und war im Begriff, die Thür zu öffnen, als der Baron Pompejus von Malzen hereintrat, der auf seines Jägers Pferd angekommen war, während der verzweifelte Jäger das entlaufene Roß des Barons in Ober- und Nieder-Fahren zu suchen hatte.

Der Baron, sobald er den würdigen Oheim seiner Gemahlin erkannte — die Geschichte von der Ankunft des Pferdes mit einem

perrückenlosen, nassen Geistlichen hatte er schon im Schloßhof genommen —, führte ihn sogleich in ein besseres Zimmer, ließ trockene Kleider und Wäsche herbeischaffen, und dem Herrn Pfarrer Zeit zum Umkleiden. Dann aber war keine Rede mehr vom Heimreisen in der Nacht. Der Baron ließ es sich nicht nehmen, feurige Kohlen auf dem Haupte eines seiner Feinde zu sammeln, ihn köstlich zu bewirthen und mit Artigkeiten zu überhäufen.

Suschens Oheim, von der Güte des Barons überrascht, fühlte sich bald hinter den dampfenden Bratenschüsseln und Burgunderflaschen behaglich. Doch war ihm, so fest er auch auf dem weichgepolsterten Lehnstuhl saß, den ganzen Abend zu Muth, als hätte er, wie er sich ausdrückte, „die höllische Bestie“ zwischen den Beinen.

„Indessen weiß ich der guten Bestie nicht Dank genug,“ sagte der Baron, „daß sie mir den Oheim meiner geliebten Gemahlin zugeführt hat. Längst schon wünschte ich mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft, um Ihre Vermittlung anzusuchen. Ich bete meine Gemahlin an, und man will mich von ihr scheiden. Meine Gemahlin hat mir verziehen — noch mehr, sie liebt mich — sie will keine Trennung, und doch . . .“

„Liebt Sie? will keine Trennung?“ rief der Herr Pfarrer, und schüttelte den Kopf, welchen des Barons schönste Baumwollenmütze bedeckte.

„Wollen Sie Beweise?“ sagte der Baron. „Ja, ich kann offen gegen unsern lieben Oheim sein. Er soll Alles wissen. Solche Stunde entscheidet über das Glück eines ganzen Lebens.“ Damit ging er und holte Suschens Briefe.

Der Herr Pfarrer hatte in seinem dankbaren Herzen schon längst mit dem edeln Gastfreunde Friede geschlossen und ihn sogar lieb gewonnen. Denn der Baron war so schonend gewesen, ihn nicht einmal um die Ursache zu fragen, weswegen er sich des

Pferdes bemächtigt; er war so gütig, so angenehm unterhaltend, so herzlich, daß man nicht anders konnte, als ihn lieben. Man war bei ihm wie daheim. Man hatte ihm eigentlich vorher nur den Krieg gemacht als Allirter von Tantchen Rosmarin und Suschen. Hatte nun Suschen selbst schon die Triple-Alliance gebrochen und Separatfrieden geschlossen, was blieb den Bundesgenossen übrig?

Und in der That sah der Herr Pfarrer aus den Briefen seiner Nichte, daß zwischen ihr und dem Baron nicht nur ewiger Friede, sondern weit mehr Ewiges stipulirt war. Er las einen Brief um den andern: die reinste Zärtlichkeit athmete in allen, und dabei die schonendste Ehrfurcht gegen Tante und Oheim.

Gerührt legte der Pfarrer die Papiere nieder, streckte die Hand über den Tisch und sagte: „Herr Baron, da, meine Hand darauf — ich für meine Person mache Frieden. Suschen muß Ihnen werden. Mit dem Prozeß ist's nichts. Doch müssen wir Tantchen Rosmarin ein wenig glimpflich behandeln. Sie ist eine liebe, gute Frau, aber sie hat in manchen Dingen ihr eigenes Köpfchen. Ich war bisher ein wüthender Saulus, nun will ich ein freundlicher Paulus sein und das Bekehrungswerk mit Tantchen beginnen.“

Der Baron sprang auf, und umarmte und küßte den wackern Paulus mit Entzücken.

K o p f s c h ü t t e l n.

Erst spät des andern Tages kehrte der Herr Pfarrer, dem man einen Theil der Garderobe aus seinem Pfarrhause hatte herbeiholen müssen, nach Nieder-Fahren zurück. An der Grenze der Rosmarinschen Güter verließ er den Wagen des Barons und ging

den übrigen Weg zu Fuß. Auf einem Spaziergang begegnete ihm Suschen, den kleinen Pompejus an der Hand.

„Wo sind Sie gewesen, lieber Onkel?“

„Beim Herrn Baron. Er läßt dich herzlich grüßen durch mich.“

Suschen ward feuerroth und stammelte: „Der Baron von Malzen?“

„Nun freilich. Das ist ein Ehrenmann. Ich verdanke dir's nicht, wenn du ihn so lieb hast, wie ihm deine Briefchen sagen.“

„Meine Briefchen, Onkel?“

„Die du ihm schreibst — die er aus dem hohlen Baum genommen.“

„Ich ihm geschrieben? Was denken Sie auch!“

„Daß du eine kleine, hinterlistige Sünderin bist, die sich gern verstellen möchte.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Sie sah sich verrathen. Sie ergriff ängstlich des Pfarrers Hand und bat mit rührender Stimme: „Himmlicher Onkel, verrathen Sie mich um Gotteswillen der Tante nicht. Ich will Ihnen ja Alles gestehen.“

„Gut. Aber du mußt mich der Tante eben so wenig verrathen. Denn sieh', es ist mir gar sonderbar ergangen. Ich bin mit dem Baron vollkommen ausgesöhnt. Ich bringe dir hier einen Brief von ihm. Lies ihn, aber verrathe der Tante nichts.“

Suschen schüttelte verwundert den Kopf, nahm und las den Brief, und wäre dem Pfarrer gern um den Hals gefallen, wenn nicht zu viel Arbeiter auf dem Felde Zeugen abgegeben haben würden. Sie ging, oder vielmehr schwebte, an der Seite ihres Oheims zum Hause zurück. Nun hatte sie einen Vertrauten ihrer Empfindungen gefunden, der ihre Liebe billigte. Sie übergab das Kind einer Kammerjungfer, verschloß sich in ihrem Zimmer, kniete nieder, hob die Hände gefaltet zum Himmel und betete dankbar.

Unterdessen hatte Tantchen Rosmarin von ihrem Bruder die Geschichte seines Abenteuers vernommen. — Als er sagte, wie er das Pferd gefunden, glänzten ihre Augen voller Freude über die Entdeckung. Daß er sich aufgesetzt, begleitete sie mit der Bemerkung: „Du kannst ja nicht reiten. Was deines Amtes nicht ist, davon lasse deinen Vorwitz.“ Als er aber den Luftsprung über das Gatter, und die Durchschwimmung des Flusses erzählte, sprang sie auf, faßte ängstlich beide Hände ihres Bruders und rief: „Um des Himmels willen, welchen Gefahren hast du dich preisgegeben!“ Sie ward auch nicht ruhig, bis er an der Krippe Halt gemacht hatte. Wie nun aber der Baron erschien, verlängerte sich ihr Gesicht. Je feuriger der Pfarrer die Lobrede desselben machte, je eiskalter ward Tantchen. Als er nun gar hinzusetzte: „Suschen scheint dem Baron nicht abgeneigt zu sein; ich dünkte, wir ständen von dem Prozeß ab, und ließen dem Dinge seinen Gang,“ schüttelte Tantchen den Kopf, indem sie ihren Bruder vom Wirbel bis zu den Sohlen mit großen Augen musterte.

„Höre, Herr Pfarrer!“ sagte sie, „ich fürchte, dein Muth und die Angst haben dir Schaden gethan. Wenn dich der Baron nicht in die stockfinstere Nacht hinausstieß, sondern beherbergte, so that er nur, was auch die Heiden und Barbaren thun würden. Für seinen Braten und Burgunder gebe ich ihm Suschen noch nicht. Du bist wohl ein schwacher Mann, deine Grundsätze und alle Schande und alle Noth, die der Baron unserm Hause gethan, für ein einziges, armseliges Nachteßen aufzuopfern.“

Da ward der Pfarrer voll Unwillens, und sprach: „Ei, Tantchen, ist aus dir denn alle christliche Liebe gewichen? So wollte ich, du hättest statt meiner das Pferd des Barons geritten, hättest durch alle Lüfte fliegen und durch die brausenden Wellen schwimmen müssen, um die Bekanntschaft des Ehrenmannes zu machen. Dann würdest du anders sprechen.“

Tantchen Rosmarin fand in dem seltsamen Wunsch des Bruders eben so viel Indecentes, als Beleidigendes. Sie hielt ihm eine Rede, drei Stunden lang, deren Refrain beständig war: „Ich verbitte mir jedes fernere Wort von dir über den Baron. Ich wered künftig allein handeln, Grundsätzen gemäß.“

V e r s c h w ö r u n g.

Wirklich mußte Tantchen nun allein handeln, denn Suschen und der Herr Pfarrer machten Parthie mit einander, und Herr Berwalter Stäblein, da er die Spaltung im Staatsrath wahrnahm, suchte sich zu neutralisiren, um Keinen zu beleidigen.

Tantchen sprach von Stund an weder mit ihrem Bruder noch mit ihrer Nichte weiter ein Wort über den Baron und den Prozeß. Wollte Suschen davon anfangen, runzelte Tantchen die Stirn und entfernte sich.

Desto kräftiger ward die Sache mit Herrn Advokat Kurzbein verhandelt. Tantchen sparte kein Geld. „Ist einmal die Scheidung vollzogen, so ist allem ein Ende und der Baron vergessen!“ dachte sie.

Nach vierzehn Tagen kam für sie ein trostvolles Schreiben von Herrn Kurzbein. „Unsere Sache ist nahe am Ziel,“ schrieb er, „der Sieg ist unser. Künftige Woche wird vom Tribunal die Scheidung ausgesprochen.“ — Tantchen triumphirte; doch verbarg sie schlaue ihren Sieg vor Bruder und Nichte.

Aber Suschen erfuhr im Park das bevorstehende Unglück. Der Baron war außer sich vor Schmerz. „Nichts kann uns retten,“ sagte er, „denn das schriftliche Verlangen einer Gemahlin liegt vor dem Gericht, die ihrem Gatten nur der Form willen vermählt ward, und auf Trennung von dem Manne beharrt, welcher der Räuber ihrer Ehre geworden. Nichts rettet uns, o Liebe, o Ein-

zige! als dein eigener Widerruf. Die Noth ist vorhanden; der entscheidende Tag da. Deffne der unerbittlichen Tante dein Herz. Sie wird menschlich empfinden. Du bist mein Weib, vor Gott und Menschen mein Weib — wer kann dich denn von dieser Brust hinwegreißen, wenn du selbst nicht loslassen willst?“

Suschen schlang beide Arme fest um den geliebten Freund und sagte: „Nein, ich verlasse dich nicht! Ich werde noch heut' mit der Tante reden; werde ihr bekennen, daß ich dich liebe, daß ich den Prozeß verwünsche, daß ich ihn aufgehoben wissen will.“

„Ist das Alles?“

„Was soll ich noch?“

„Suschen, du bist mein Weib! Sage der Tante, daß du als Gemahlin des Barons von Malzen in seinem Schlosse wohnen wollest — daß es deine Pflicht sei, nicht von ihm getrennt zu leben, daß es die Pflicht des Vaters sei, sein Kind zu ernähren und zu erziehen. Warum muß ich einsam leben, ohne dich und unsern Pompejus?“

Die Baronin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten. Ach, was er forderte, hatte sie sich selbst noch nie sagen mögen. Sie hatte kaum Muth genug, es zu denken. Sie drückte ihm die Hand, und versprach mit der Tante zu reden.

„Ich will mit dir vor sie hintreten.“

„Nein, Lieber, ich allein; aber begleitet vom Onkel.“

„Und wenn sie auf ihrem Willen beharrt? Wie dann, Suschen?“

„Gott weiß es!“

„Morgen Abend empfang' ich deine Antwort?“

„Gewiß.“

„Und wenn die Tante den Sinn nicht ändert, gibst du mir eigenhändig geschrieben deine Erklärung, daß der Scheidungsprozeß wider deinen Willen geführt worden sei?“

„Nein, aber die schriftliche Erklärung, vor dem Gericht gültig,

daß ich mit meinem Gemahl versöhnt sei, und von dem Verlangen der Scheidung abstehe."

"Auch gut. Allein kannst du nach solcher Erklärung eine Stunde länger in Nieder-Fahren verweilen, ohne deine Handschrift Lügen zu strafen? Wird die Welt nicht sagen: wenn sie mit ihrem Gemahl versöhnt ist, warum wohnt sie getrennt von ihm, und nimmt nicht die Rechte der rechtmäßigen Gemahlin ein? — Suschen, morgen kommt mein Wagen zum Park; du bringst unsern Sohn mit dir. Von Malzen aus entschuldigst du bei der Tante deinen Schritt. Es ist kein Verbrechen. Wir sind feierlich vermählt. Die Tante wird anfangs vielleicht zürnen; der Oheim wird sie beruhigen."

Suschen konnte nicht widersprechen. Es war zu große Verwirrung in ihr, auch seine Küsse waren glühender, als sonst.

Letzter Kampf.

Suschen verschob die entscheidende Erklärung gegen die Tante bis zum folgenden Morgen; denn der Herr Pfarrer mußte erst belehrt und dann Zeuge sein.

"Kind, mach's kurz!" sagte der Oheim: "die ganze Geschichte ist mir eine ärgerliche Posse. Du bist des Barons Gemahlin; du willst nicht von ihm geschieden sein? Selah! Setze dich zu ihm in den Wagen, fahre mit ihm und deinem Kinde nach Malzen; dahin gehörst du. Tantchen Rosmarin kann dagegen nichts einwenden. Sie wird freilich argen Lärmen machen; ich werde den ersten Sturm aushalten; dann wird wieder gutes Wetter."

Suschen und der Herr Pfarrer traten also vor die Tante, beide mit dem besten Willen, recht herzhast zu reden. Aber wie nun Tantchen in ihrer gewöhnlichen Tantenmajestät vor ihnen saß, verloren beide den Muth. Der Herr Pfarrer schnupfte eine Prife

um die andere; Suschen spielte mit einer Blume zwischen ihren Fingern.

„Liebes, bestes Tantchen,“ fing endlich die Baronin an, und ward ganz blaß, „ich habe Ihnen etwas zu sagen, aber werden Sie nicht böse. Der Prozeß ist mir zuwider. Ich will des Barons Gemahlin bleiben.“

Tantchen Rosmarin verfärbte sich und starrte Suschen lange an: „Was ist dir?“

„Es ist ihr ganzer Ernst,“ sagte der Herr Pfarrer, „und ich dächte auch, Tantchen, es wäre das beste Ende vom Liede.“

„So? Dich, mich, uns alle vor der Welt an den Pranger zu stellen? War das dein Sinn, warum fängst du den Prozeß an, Suschen?“

„Ich war's ja nicht, der ihn begonnen hat, bestes Tantchen.“

„Du hast doch die Scheidungsklage unterschrieben.“

„Weil ich den Baron damals nicht kannte.“

„Gutes Kind, du bildest dir also ein, diesen Menschen jetzt zu kennen?“

„Er liebt mich.“

„Das glaubst du im Ernst?“

„Ich schätze ihn sehr — und er ist ja mein Mann.“

„Dein gewesener, liebes Kind, dein gewesener! — Ich weiß zwar nicht, was deinen Sinn so schnell umgeändert haben mag; aber wenn du Grundsätze, Anstand und Ehre wirklich mit Füßen treten wolltest, es wäre zum Glück für den Namen unsers Hauses zu spät. Vermuthlich ist die Scheidung schon vom Gericht erkannt; ich hatte darüber gestern sehr befriedigende Berichte von Herrn Kurzbein.“

„Nein, Tantchen, ich habe noch Zeit zum Widerruf. Ich erkläre meine Ausöhnung mit dem Baron. Ich liebe ihn — ich kann nur mit dem Vater meines Sohnes glücklich sein.“

„Frau Baronin,“ sagte die Tante mit einem Ton und Blick voll Ernstes, wie Suschen nie an ihr gesehen, „vermuthlich haben Sie gut gefunden, hinter dem Rücken Ihrer Mutterschwester, Ihrer wahren Mutter, einen Roman zu spielen. Vermuthlich hat mein dienstgefälliger Herr Bruder Ihnen dazu, für ein Abendbrod, hilfsreiche Hand geboten. Ich bekenne, Ihre Aeußerungen sind für mich eben so befremdend, als beugend. Gestattet Ihnen Ihre Religion, und Ihr Begriff von Dankbarkeit, mit mir, wie mit einem Kinde zu spielen — wie Sie wollen. Sie sind Ihre eigene Herrin. Opfern Sie immerhin Ehre und Lehre Ihrer zweiten Mutter für einen fremden Menschen auf, der Sie erst vor der Welt entehrte, Sie zum gemeinen Gassenmädchen, Ihren Sohn zum Bastard, mich zu einer Art Kupplerin machte, dann vielleicht die Lust bekam, seine zerrütteten Finanzen wieder durch Ihr Vermögen herzustellen. Ein anderes Mädchen von gutem Hause würde Bedenken getragen haben, ihm die Hand zu geben. Für Sie, Gott sei's geklagt, ist er gut genug. — Also thun Sie, wie Ihnen beliebt, falls die Richter sich gefallen lassen, von Ihnen zum Besten gehalten zu werden. Ich werde meine Grundsätze nie verläugnen, und beweisen, daß mir Ehre theurer, als Alles ist.

Sie sagte es und wollte sich entfernen. Aber Suschen, voll tiefen, kindlichen Schmerzes, schrie laut auf, und warf sich ihlagend entgegen an die Brust: „Nein, das sagt meine einzige, theure Tante, das sagt meine liebe Mutter nicht.“

„Ich sagte es. — Ich werde es sagen. Gefällt es dir, unsere Ehre aufzuopfern, so fragst du wenig nach meiner Liebe. Willst du dich nicht vom Baron trennen, so läßt du mich fahren.“

„Aber Tantchen, er ist edler, als Sie denken. Er ist der Vater meines Kindes, er ist mein Mann, der mich liebt — Tantchen, Tantchen, den ich unaussprechlich liebe.“

„Ich wünsche alles Glück, Frau Baronin; hätten Sie mir dies Geheimniß nur drei Tage nach der Hochzeit offenbaret.“

„Tantchen, wollen Sie mich unglücklich machen durch diesen fremden, schrecklichen Ton?“

„Wie kannst du unglücklich sein durch mich, wenn dich der Räuber unserer Ehre, unsers Hausfriedens beglückt? Lasse dich durch ihn für meine Wenigkeit entschädigen.“

„Halt!“ rief der Herr Pfarrer, dem endlich bei Tantchens Ton und Suschens Leiden das Herz brach: „Halt ein, Suschen! du hast kaum Muth genug, die Liebe einer hartherzigen Tante für die Liebe eines braven Mannes aufzuopfern; aber Tantchen opfert dein Glück und deine Liebe ohne anders für eine Grille ihres ehrgeizigen Eigensinnes auf. Es ist ihr mehr um sich, als um dich zu thun. Dein Glück mußte ihrer Eitelkeit nur den Namen leihen. Drum halt ein, Suschen, mit deinem Jammern. Gehe hin, Gott segne dich! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen des Mannes willen, um wie viel mehr eine Tante? Gehe hin, Suschen, wohin dich Gott und Natur rufen — und Gott segne dich!“

Tantchen Rosmarin erschrak ob der Rede ihres Bruders; denn er sprach mit einer Heftigkeit, deren sie ihn nie fähig gehalten haben würde.

„Herr Pfarrer,“ sagte sie mit angenommener Hoheit, „deine Traunungsreden spare für die Kirche auf, aber ich verbitte sie mir in meinem Zimmer.“

„Nein, Tantchen, hier gehören sie her, und du mußt sie hören! Schlimm genug, daß ihr Leute gewohnt seid, den Gottestempel nur zum Schauspielhaus zu machen, wo ihr bald Zuschauer, bald Mitspieler seid, aber draußen wieder euer Wesen treibt, als wäre außer der Kirche keine Religion nöthig. — Du hast Unrecht, Tantchen, gehe in dich. Lasse Suschen gewähren. Lerne den Baron kennen und ihm verzeihen. Er ist ein Ehrenmann.“

Die Tante wandte sich mit Gleichgültigkeit von ihrem Bruder ab, und sagte: „Suschen, ich hoffe zu dir, du werdest vernünftig sein, und meinem Rath folgen. Ich bin zu alt, meine Grundsätze nach deinen Mädchenlaunen zu ändern. Dies ist mein Ultimatum. Künftig nie wieder zwischen uns über so etwas weiter eine Silbe. Hörst du?“

Und damit verließ die Tante das Zimmer; der Herr Pfarrer begleitete Suschen auf das ihrige. Er wollte sie trösten. Aber sie war ruhig. Die letzten Worte der Tante hatten eine Verwandlung in ihr hervorgebracht, die das Gegentheil von dem war, was Tanten beabsichtigt hatte.

„Ich bin gefaßt, zu Allem gefaßt,“ sagte Suschen: „Ich sehe es ein, die Tante weicht von ihrem Willen nicht; dieser Wille macht mich, mein Kind und den Baron unglücklich. Ich bin in dem Alter, da ich über mich zu entscheiden habe. Ich habe nicht zu entscheiden; die Pflichten gegen mein Kind und gegen den Frieden meiner künftigen Tage haben entschieden.“

„Vernünftig gesprochen, Suschen!“ rief der Herr Pfarrer: „Gehe du zu deinem Mann. Die Tante mit ihren eisernen Grundsätzen kommt herum, ehe der Winter verstreicht.“

E n t f ü h r u n g .

Zitternd und weinend verließ Suschen, begleitet von ihrem Oheim und dem Kammermädchen, an der Hand den kleinen Pompejus, in der Dunkelheit des Abends das ihr immer noch theure Haus; denn der Baron wartete im Park. Aber das Zittern und Weinen verschwand, als sie an der Brust ihres Freundes lag.

Schweigend gingen Alle durch den Park, an dessen Ende der Wagen des Barons hielt. Der Herr Pfarrer hob Suschen selbst hinein, nachdem er sie noch einmal mit Herzlichkeit umarmt hatte.

„Gott segne dich, liebes Kind!“ sagte er: „Ich gehe nun heim, und erzähle unserm Tantchen Rosmarin, wie dich der Herr Baron entführt hat. Morgen oder übermorgen besuche ich dich zu Malzen; aber ich komme diesmal nicht zu Pferde.“

Dankbar schloß der entzückte Baron den guten Dheim an seine Brust, und setzte sich zu der Geliebten, seinen Sohn auf den Schoos. Dem Kammermädchen, welches freudig in den Wagen sprang, hatte die romantische Entführung etwas Pikantes. Lisette rieb sich die Hände, und versicherte, unter solchen Bedingungen ließe sie sich alle Tage entführen, wenn die Reihe an sie käme.

„Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer, als er zu Tantchen Rosmarin ins Zimmer trat: „ich habe dir etwas Neues zu erzählen. Der Herr Baron von Malzen hat Suschen, den kleinen Pompejus und das Kammermädchen der Baronin entführt.“

„Entführt!“ rief Tantchen mit dem Tone des Entsetzens, und sprang vom Sofa auf, und stand wie Loths Gemahlin: „Es ist nicht möglich!“

„Das muß ich besser wissen, Tantchen, denn ich selbst habe dem guten Suschen erst vor wenigen Minuten in den Wagen des Barons geholfen.“

„Du, Herr Pfarrer? — Wie? und das wagt der Baron auf meinen Gütern? gegen meine Nichte? Du im Komplott mit solcher Gewaltthat?“

„Ich sehe darin keine große Gewaltthat; denn Suschen ging mit Freuden, da es bei dir keine Barmherzigkeit fand.“

Nun sank Tantchen weinend und schluchzend auf das Sofa zurück, und rief: „Solche Schmach habe ich nicht verdient. Was wird die Welt von uns sagen? Wir werden das Gespräch und der Spott des ganzen Landes. Aller Anstand, alle Zucht, alle Ehrbarkeit zu Grunde gerichtet. Alles verkehrte Welt. Erst Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Liebschaft, — dann Entführung — und das mußte

meinem Hause widerfahren! — Ich gebe es nicht zu. Ich mache dem Baron einen neuen Prozeß. Er hat den Landfrieden gebrochen.“

Während der Herr Pfarrer mit Tantchen disputirte, hatten die Liebenden das freiherrliche Schloß erreicht. Hier waren alle Zimmer glänzend erleuchtet; alle Bedienten des Schlosses umringten in ihren Festkleidern den Wagen, und brachten der neuen Gebieterin ein Vivat. Von Malzendorf waren die Vorsteher und Amtleute erschienen, der Baronin Huldigung zu leisten. Suschen ward von allen Glückwünschen und Ehrenbezeugungen so umstürmt, daß sie froh wurde, als sie endlich mit ihrem Gemahl wieder allein sein konnte.

„Jetzt ist's meine erste Pflicht,“ sagte der Baron, „den kleinen, schläfrigen Pompejus zur Ruhe zu bringen.“ Er ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu entkleiden, und in ein ganz neues, schon längst dazu bestimmtes Bettchen zu legen. „O wie selig bin ich!“ jauchzte er: „heut' erst fühle ich die Wollust, Vater zu sein, im vollen Maß.“ Dann führte er die Baronin durch alle Zimmer, und zeigte ihr diejenigen, welche für sie bestimmt waren, die köstlichsten im ganzen Schlosse, auf das geschmackvollste möblirt, mit tausend kleinen Bequemlichkeiten versehen.

Der Prozeß hat ein Ende.

Suschen wohnte im Schlosse Malzen, wie in einem schönen Traum. Sie konnte kaum glauben, daß an ihrem Glücke Wahrheit sei. Nur der Gedanke an Tantchen Rosmarin machte ihr noch Kummer; das hielt sie aber nicht ab, gleich folgenden Tages durch Gilboten an das Tribunal, wie an Herrn Advokat Kurzbein die Erklärung einzusenden, daß sie bei ihrem Manne lebe, und von jeder Scheidung abstehe.

Nach drei Tagen hielt auch der Herr Pfarrer Wort. Er kam,

die Glücklichen zu besuchen. „Kinder, erschreckt nicht,“ sagte er, „hinter mir her kommen sieben Wagen voller Kisten, Kisten und Hausgeräth schwer geladen; die Fuhrleute haben alle einen Kausch; vor der Brust Blumensträuße, wie ein Wald; am Hut und Peitschenstock Seidenbänder von allen Farben des Regenbogens. Ich selbst habe ein Räuschchen; aber nur von der Freude. Tantchen Rosmarin schickt ihrem Suschen die Aussteuer, und freundliche Grüße mit saurer Miene.“

„Hat mir Tantchen verziehen? liebt sie mich noch?“ rief Suschen, und verhinderte mit ihren Umarmungen und Küffen fast des Onkels Antwort.

„Weißt du nicht, daß ihr Ehre und Grundsätze über Alles gehen? Welche Schande für sie, für unser Haus, wenn die Welt glauben würde, diese Verbindung sei wider ihren Willen geschehen! Umgekehrt, Tantchen prangt recht öffentlich mit der Ausöhnung der Parteien; schickte schon vorgestern vor Sonnenaufgang einen Boten an Herrn Kurzbein; Karten nach Waiblingen; sie nimmt Glückwünschungsbesuche an, und alle Welt glaubt, sie habe das gute Werk der Versöhnung gestiftet. Wenn sie aber allein ist, weint sie; und kann sie meiner habhaft werden, schmält sie. Bei allen ihren Schwächen ist sie doch das beste Tantchen Rosmarin unter der Sonne.“

Suschens Augen wurden feucht.

„Und Sie, lieber Baron,“ fuhr der Pfarrer fort, „geschwind einen Brief voll Ehrfurcht an Tantchen geschrieben, um Verzeihung wegen des Frauenraubes gebeten, für die kostbare Aussteuer gedankt, die mütterliche Zärtlichkeit anerkannt; hintennach Klagen, daß man ohne Tantchens Beihilfe unmöglich das neue Hauswesen in Ordnung bringen könne; daß der mütterliche Rath und Beistand für das Ameublement unumgänglich nothwendig sei; daß Sie mit Ihrer Frau morgen auf Niederfahren kommen, ihren Segen

erflehen, bei ihr übernachten, sie übermorgen mit sich für einige Wochen auf das Schloß führen würden und dergleichen. Folgen Sie mir, so geht Alles gut. Ich stehe dafür. Unsere kleine Baronin läßt unterdessen die Aussteuer abladen und auspacken.

Wie gern gehorchte Alles dem lieben Onkel! — Und sein Rath war so übel nicht. Denn kaum hatte Tantchen das rührende, artige Schreiben ihres freiherrlichen Nessen empfangen, so heiterte sich ihr Wesen auf; sie ordnete mächtige Zurüstungen zur Bewirthung des jungen Ehepaars an, und sagte mehr als einmal im Tage zum Herrn Verwalter Säblein: „Ich dachte es ja wohl, daß es so kommen würde. Nun ist Noth in allen Ecken und guter Rath theuer; die jungen Leute wissen sich nicht zu helfen; da fehlt es hier, da hinkt es da, da kommen sie wieder bei der Tante betteln. Was soll ich machen? Ich bin zu gut, viel zu gut! Ich muß ja wohl hin, und ein wenig Ordnung bei ihnen machen. Das geht so, wenn man was hinter meinem Rücken anfängt. Da wird Alles verkehrt.“